
Cres
cat Sci
entia
Vita
Exco
latur

Die Weltanschauung der Bibel

Von

Karl Heim

Zweite Auflage



Erlangen 1921 Leipzig

A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Dr. Werner Scholl

Die Weltanschauung der Bibel

Von

Karl Heim

Zweite Auflage



Leipzig 1921 Erlangen
A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Dr. Werner Scholl

Vorwort.

Die Vorträge, die hier auf Wunsch der Zuhörer im Druck erscheinen, wurden im Frühsommer 1919 auf Veranlassung des Presbyteriums für die evangelische Gemeinde in Münster i. W. gehalten. Sie möchten eine Ergänzung der kirchlichen Wortverkündigung bilden, indem sie in gedrängter Form eine zusammenhängende Darstellung der biblischen Lebensanschauung geben. Eine kurze allgemein verständliche Einführung in das Ganze der christlichen Gedankenwelt entspricht vielleicht gerade in den Kämpfen der Gegenwart einem Bedürfnis. Möchten die Vorträge auch in der gedruckten Form zu neuem Nachdenken über die alten Menschheitsfragen anregen.

Der Verfasser.

Inhalt.

1. Ich glaube, daß mich Gott geschaffen hat samt allen Kreaturen.



„Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Alle Dinge sind durch dasselbige gemacht, und ohne dasselbige ist nichts gemacht, was gemacht ist."

So lautet der Anfang des Johannisevangelium. Aber gerade dieser Anfang des Evangeliums ist schwer. Auch wir, die wir der Kirche treu geblieben sind, haben in den letzten Jahren Stunden gehabt, da wir uns sagten: Ich kann es nicht mehr glauben, daß ein Gott diese Welt geschaffen hat, diese Welt voll Blut und Kampf und Todesqual.

Wie können wir die Höhe wieder gewinnen, auf der der Seher des Johannisevangeliums stand? Wir wollen unten anfangen. Wir wollen vom Einfachsten und Selbstverständlichsten ausgehen, von einer Tatsache, die sich uns allen in der letzten Zeit schmerzlich aufgedrängt hat, nämlich von der Tatsache, daß wir mit unserer ganzen Existenz abhängig sind von Mächten, die wir nicht in der Gewalt haben.

Mancher von uns hat in der letzten Zeit zum ersten Male jene düsteren Stellen der Bibel verstanden, da ein Mensch den Tag seiner Geburt verflucht, da z. B. Jeremia unter der Last einer erdrückenden weltgeschichtlichen Bestimmung ausruft: „Verflucht sei der Tag, da ich geboren bin. Warum bin ich doch aus dem Mutterleib hervorgekommen, daß ich solchen Jammer und Herzeleid sehen muß und meine Tage mit Schande zubringen!" So hat mancher von uns im stillen gesagt: Ach, daß ich nie geboren wäre, oder, wenn ich schon geboren werden mußte, daß ich zu einer anderen Zeit geboren wäre, vielleicht hundert Jahre früher oder später, daß ich diese Zeit nicht hätte miterleben müssen! Wenn man uns vor unserer Geburt gefragt hätte, in welcher Zeit der Weltgeschichte wir leben wollen, diese Zeit hätten wir zuletzt gewählt. Aber das ist unser Menschen-

los: Wir werden nicht vorher gefragt. Wir haben uns nicht selbst hervorgebracht. Als wir als kleine Kinder zum Bewußtsein erwachten, und uns erstaunt in dieser buntfarbigen Welt umsahen, da war schon über unser Lebensschicksal entschieden. Wir fanden uns, je nachdem, in einer Hütte vor oder in einem Palast, in einer Mietskaserne oder in einer bürgerlichen Wohnung. Wir fanden uns vor als Kinder eines ganz bestimmten Volkes, verwickelt mit unserem ganzen Dasein in das Schicksal dieses Volkes. Wir fanden uns vor als Kinder einer bestimmten Familie, je nachdem, gesegnet durch ein herrliches Familienerbe von Geisteskraft und Körperstärke, oder belastet durch eine schwermütige Gemütsanlage, durch den Keim zur Tuberkulose, die ja meist in den ersten Lebensjahren erworben wird, zur Kurzsichtigkeit, Epilepsie, Gehirnerweichung. Gewiß hängt es an uns, was wir aus dem ererbten Schicksal machen, ob wir es heroisch tragen, oder ihm erliegen. „In unserer Brust sind unseres Schicksals Sterne." Aber eins ist klar: Das Lebensschicksal, mit dem wir uns auseinanderzusetzen haben, haben wir uns nicht ausgesucht, wir haben es nicht selbst gestaltet, es wird uns auferlegt von Mächten, über die wir keine Gewalt haben. Wir sind von der Erde genommen, wir schöpfen jeden Tag aufs neue unsere ganze Existenz aus den Sonnenstrahlen, aus der Luft, aus den ernährenden Kräften der Mutter Erde, die uns zufließen, ohne daß wir etwas dazu tun könnten. Wenn nur ein paar Tage die Ernährung ausbleibt, sinken wir erschöpft zusammen. Die Naturwissenschaft hat in der letzten Zeit immer deutlicher gezeigt, wie völlig alles Leben auf dieser Erde abhängig ist von den Sonnenstrahlen. Die Forscher sind noch nicht darüber einig, wie der Glutball der Sonne, die uns speist, den Kraftvorrat, den er so verschwenderisch in das Weltall ausstrahlt, wieder ergänzt, ob durch einen Hagel von Meteoren oder durch Zusammenziehung. Aber soviel ist deutlich: Wenn durch irgendeine Störung im ungeheuren Weltraum die glühende Gasmasse der Sonne etwas von ihrer Kraft verlöre, so würde wieder eine Eiszeit kommen,

wie sie vor Jahrtausenden gewesen ist, und die Erde, und alles, was auf ihr wächst, würde im Eistod erstarren. So gleicht unser Leben einer Flamme, die nur lebt, solange ihr von unten Öl zufließt und die sofort erlischt, sobald der Zustrom von Nahrung auch nur einen Augenblick nachläßt. Ja, wenn nur ein Windstoß kommt, so fängt sie schon an zu flackern, der glimmende Docht droht zu erlöschen. So empfangen wir alles, was wir haben, unter Ich, unser Lebensschicksal, und unser tägliches Fortleben als ein Geschenk aus der Hand von Mächten, die stärker sind als wir, über die wir keine Gewalt haben.

Die Frage ist nun für jeden von uns die: Was sind das für Mächte, was ist das für eine über mir stehende Gewalt, von der ich so völlig abhängig bin? Sind das Gewalten, denen ich mit meinen Sorgen und Schmerzen vollständig gleichgültig bin, die wie Lawinen niedergehen und mich unter ihrer rollenden Masse begraben? Oder ist die Gewalt, die mich hervorgebracht hat, eine Macht, die sich um mich kümmert, die mich versteht, zu der ich „Du" sagen kann?

Bin ich in der Hand von Mächten, denen ich völlig gleichgültig bin, dann ist es im übrigen ganz einerlei, ob es sich dabei um tote Stoffe handelt, um eine ungeheuere kalte Weltmaschine, zwischen deren Rädern ich langsam zermalmt werde, oder ob die Welt beseelt ist und einem Organismus gleicht, den lebendige Kräfte durchwalten. Naturforscher wie Fechner und Haeckel suchten uns dadurch mit unserer furchtbaren Lage auszusöhnen, daß sie sagten: Der Weltstoff, von dem wir leben, ist nicht kalt und tot, nein, die Atome sind beseelt, sie leben; sie lieben einander, wenn sie sich magnetisch anziehen, sie hassen sich, wenn sie sich abstoßen. Vielleicht ist unsere Mutter Erde ein lebendiges Wesen, das sich um seine Nahrungsquelle, die Sonne bewegt, wie das Kind um die Mutter, ja vielleicht ist das ganze All durchglüht von Leben, durchwaltet von einer Allseele. Ein schöner Gedanke. Aber er kann uns nicht beruhigen. Denn die Frage ist: Kümmert sich diese Weltseele um mich, das winzige Wesen, das auf ihrem gewaltigen Leibe

herumkriecht? Oder bin ich ihr so gleichgültig, wie uns Menschen die Fliegen gleichgültig sind, die sich auf uns setzen. Bin ich dieser Allseele vielleicht sogar lästig? Kommt es daher, daß oft bei Erdbeben und Vulkanausbrüchen dieser Erdkörper sich mit einem Male auftut und Tausende von uns kleinen Eintagsfliegen in ein paar Minuten vernichtet? Dann wäre es ja vielleicht noch besser für uns, in der Gewalt toter Stoffmassen zu sein, deren Gesetzen wir uns anpassen können, als in den Krallen eines Ungeheuers, das mit uns spielt, ehe es uns verschlingt. Es kommt also immer nur auf die eine Frage an: Ist mein Dasein abhängig von Mächten, denen ich gleichgültig bin, die teilnahmlos über mich zur Tagesordnung übergehen, mögen das nun tote Stoffe sein oder lebendige Kräfte? Oder ist mein Dasein getragen von einer Macht, die teilnimmt an meinem Leben? Das ist die Frage, von der der Sinn unseres Lebens abhängt.

Kann die Wissenschaft Antwort geben auf diese Frage? Die Wissenschaft kann doch sonst alles erklären. Ich will einmal annehmen, das Lebensschicksal von irgendeinem von uns hat sich dadurch entschieden, daß der Krieg sein Geschäft ruinierte und daß dann Grippe mit Lungenentzündung ihn arbeitsunfähig machte. Die Wissenschaft sucht das zu erklären. Sie erklärt uns, wie die Krankheit durch einen Bazillus entstanden ist der infolge von Unterernährung Boden gewann. Sie erklärt, wie die Vorfahren dieses Bazillus vielleicht auf einem Schiff von Südafrika zu uns gekommen sind, und wie sie dort entstanden sind. Die Wissenschaft wird vielleicht, wenn erst alle Archive geöffnet sein werden, erklären, wie dieser Krieg, der so tief in unser Schicksal eingegriffen hat, gerade aus der diplomatischen Hochspannung im Sommer 1914 entstehen mußte, und wie in einer langen Entwicklung seit Bismarcks Zeiten sich der Zündstoff immer mehr anhäufte, bis der Funke hineinfiel. So stellt die Wissenschaft die entscheidenden Elemente unseres Lebensschicksals in einen großen Zusammenhang von Ursache und Wirkung. Das Gewebe unseres Schicksals wird zerlegt in seine Fäden, wie man einen bunten Teppich in seine Fäden zerlegen

kann. Jeder Faden wird bloßgelegt und zurückverfolgt, geschichtlich, medizinisch, naturwissenschaftlich durch das ganze Weltgeschehen hindurch, soweit er sich überhaupt zurückverfolgen läßt.

Denken wir uns, die Wissenschaft hätte ihr Ziel wirklich erreicht, wir könnten alle diese Fäden, aus denen unser Schicksal gewoben ist, lückenlos zurückverfolgen durch alle Kreuzungen und Verflechtungen hindurch bis zu der Zeit, da die jetzige Welt entstanden ist. Wir wollen annehmen, wir hätten eine so vollständige Übersicht über diese durcheinanderlaufenden Fäden erlangt, daß wir in der Lage wären, aus dem, was vor hunderttausend Jahren geschah, den Weltkrieg, ja unser aller Lebensschicksal voraus zu berechnen, so wie man eine Mondfinsternis auf Stunden und Minuten vorausberechnen kann, dann könnte ein umfassender Geist, der alles übersehen könnte, unser Schicksal schon aus den Ereignissen ablesen, die sich bei der Entstehung unseres Sonnensystems zugetragen haben. Die Astronomen sind sich ja über die Entstehung unserer Welt noch uneinig. Die einen glauben, die zahllosen Meteorsteine, die den Weltraum durchfliegen, hätten sich zu Gestirnen zusammengeballt. Die anderen stellen sich Urmassen vor, die sich angezogen und dadurch Teile voneinander abschnürten. Aber die bekannteste Annahme, wenn auch von den meisten Fachleuten als unmöglich aufgegeben, ist immer noch die sogenannte Nebularhypothese von Laplace. Ein glühender Nebelball ist auf irgendeine Weise, vielleicht durch einen seitlichen Stoß, in Drehung geraten. Nun sind die zwei Kräfte in ihm wirksam gewesen, die wir heute noch überall beobachten, die Anziehungskraft, die jeder Teil auf den anderen ausübt, und die Zentrifugalkraft, durch die bei einer in Drehung befindlichen Flüssigkeit die äußeren Teile hinausgeschleudert werden. Setzen wir diese beiden Kräfte voraus, so wird sich der drehende Nebelball immer mehr abplatten zu einer gewaltigen Linse. Denn je weiter die Teile vom Mittelpunkt entfernt sind, um so stärker wirkt die Zentrifugalkraft. So löst sich schließlich ein Ring ab, wie wir es heute noch beim Saturn sehen. Dieser Ring würde ewig weiter

bestehen, wenn die Masse in diesem Ring überall gleich verteilt wäre. Das ist aber nicht der Fall. Es gibt dichtere Stellen und dünnere Stellen. Weil nun alle Massenteile eine Anziehungskraft aufeinander ausüben, so ist an den dichteren Stellen auch die Anziehungskraft stärker, sie haben also die Neigung, sich zusammenzuballen. So muß schließlich der Ring zerreißen und aus den abgerissenen Teilen entstehen Bälle, die sich um den Zentralkörper drehen, die Planeten. Bei diesen wiederholt sich derselbe Vorgang, es trennen sich Monde von ihnen ab.

Setzen wir einmal diese bekannteste Annahme als richtig voraus. Woher kommt es dann also, daß unsere Erde diese Gestalt hat? Daß sie so klein ist, daß Völker, die sich auf ihr ausbreiten, sich ins Gehege kommen und sich so ein Weltkrieg entzünden muß? Woher kommt dieser Wechsel von Sommer und Winter, Tag und Nacht, der so tief in unser Lebensschicksal eingreift? Antwort: Das kommt daher, weil an einer bestimmten Stelle im Urnebelring der Stoff gerade so gelagert war, daß er zu einem Ball von dieser Größe und Beschaffenheit zusammenschießen mußte. Wie kommt es, daß auf unserem Planeten das Leben erwacht ist? Das erklärt sich so: Der Urnebelball drehte sich in einer Richtung und mit einer Geschwindigkeit, daß ein Körper von der Schwere unserer Erde, wenn er hinausgeschleudert wurde, eine Bahn erhielt, die ihm Temperaturverhältnisse gab, unter denen das Leben erwachen konnte. Da der Erdkörper, infolge seiner ursprünglichen Bewegungsrichtung, der Sonne bald näher bald ferner kreiste, entstand der Wechsel der Jahreszeiten, der ganz besonders lebenerregend wirken mußte. Woher kommt also unser ganzes heutiges Lebensschicksal, der Krieg, die Revolution und unser persönliches Lebenslos? Was ist seine letzte Ursache? Antwort: Die Lagerung des Stoffes im Urnebelball. Die Art, wie dort die Teilchen geordnet, gruppiert, zusammengesetzt und verteilt waren. Ferner die Bewegung, die in diesen Haufen hineinkam, so daß die Körperchen anfingen, zu tanzen und durcheinander gewirbelt zu werden. Endlich die Gesetze, nach denen

diese Körperchen umeinander tanzten, einander anzogen und abstießen. Woher aber kommt diese Lagerung? Und woher kommt diese Bewegung, die Leben in den toten Haufen hineinbrachte, und woher kommen die Gesetze der Anziehung und der Abschleuderung? Eine verschiedene Lagerung von Körpern kann nach Ansicht der Wissenschaft nur entstanden sein durch eine Bewegung, die die Körperchen so durcheiander würfelte und durcheinander schüttelte, daß sie schließlich an bestimmten Stellen liegen blieben. Bewegung kann aber wieder nur entstanden sein durch Lagerung, dadurch, daß Körpermassen einander in bestimmtem Abstande gegenüberstanden, so daß sie zueinander hingezogen wurden, aufeinander zustürzten, und so in wirbelnde Bewegung kamen. Wir sehen also, wir kommen mit dieser Welterklärung schlechterdings zu keinem Anfang, zu keiner letzten Ursache. Sagen wir: Im Anfang war die Urnebelmasse, so und so verteilt und gelagert mit dichteren und dünneren Stellen, so ist die Frage: Woher kam diese Lagerung? Sie muß durch eine Bewegung gekommen sein. Sagen wir: Im Anfange war die Bewegung, die eine bestimmte Anordnung herbeiführte, so ist die Frage: Woher kam diese Bewegung? Sie muß durch eine bestimmte Anordnung herbeigeführt sein. So können wir ins Unendliche fortfahren und immer eine bestimmte Bewegung auf eine bestimmte Lagerung und eine bestimmte Lagerung auf eine entsprechende Bewegung zurückführen. Wir kommen nie zu einem Ende, nie zu einer letzten Ursache. Wir fahren auf einem Bahngeleise, das nie zu einer Kopfstation führt. Wir stehen immer vor derselben Frage. Immer schaut uns dasselbe Rätsel an, dasselbe unergründliche Weltschicksal, in das unser eigenes Schicksal mit eingeschlossen ist. Dieses Welträtsel nimmt, wenn wir es erklären wollen, nur immer wieder eine andere Verkleidung an. Es erscheint, wenn wir es hunderttausend Jahre zurückverfolgen, als eine ganz bestimmte Verteilung von Stoffen, von Bewegungsenergieen und elktromagnetischen Kräften. Hunderttausend Jahre später hat es sich in eine andere Form umgesetzt. Es ist eine bunte

Lebewelt daraus geworden mit tausendfältigen Einzelschicksalen. Hunderttausend Jahre später hat sich vielleicht wieder etwas anderes daraus entwickelt, was wir jetzt noch gar nicht ahnen. Aber das Weltschicksal selbst ist in allen diesen wechselnden Verkleidungen immer gleich unerklärlich und unergründlich geblieben. Woher kommt dieses Weltschicksal? Woher kommen die Gesetze, auf die die Naturwissenschaft alles zurückführt, die Bewegungsgesetze, nach denen die Planeten ihre immer gleichen Bahnen um die Sonne beschreiben und nach denen sich auf dieser Erde alles bewegt. Unser ganzes Lebensschicksal hängt ja von diesen Gesetzen ab. Wenn es möglich wäre, auch nur eines dieser Gesetze zu durchbrechen, etwa aus Steinen Brot zu machen, so hätten wir den Krieg nicht verloren, und die Revolution wäre nicht entstanden. Aber solche Wunder geschehen nicht. So bequem ist es uns nicht gemacht. Nur, indem wir arbeiten und uns streng den Gesetzen des Lebens, der Jahreszeit und des Wachstums anpassen, können wir im Schweiße unseres Angesichts unser Brot essen. Woher kommen diese unverbrüchlichen Gesetze, die unser Leben einengen, wie ein schmales Bett dem Strom seine Bahn vorschreibt? Die Naturwissenschaft kann diese Gesetze nicht erklären. Denn alle ihre Erklärungen bestehen ja nur darin, daß sie die Vorgänge auf diese Gesetze zurückführt.

Wir sehen also, die Wissenschaft nimmt uns die Last des Lebensrätsels nicht ab, sie gibt uns keine Antwort auf die Frage, ob die Mächte, von denen unser Schicksal abhängt, sich um uns kümmern oder kalt und gleichgültig über uns hinwegschreiten. Durch alles, was die Wissenschaft erforscht hat, wird diese Frage nur in ihrer ganzen Schwere zum Bewußtsein gebracht. Denn wir sehen jetzt, die Macht, von der wir abhängen, hat eine gewaltige Einheit und innere Geschlossenheit. Sterne und Menschenschicksale gehen nach unverbrüchlichen Ordnungen ihre Bahn. Was vor hunderttausend Jahren war, steht in lückenlosem Zusammenhang mit dem, was jetzt ist. Was uns heute begegnet, ist die reife Frucht von Keimen, die in Jahrtausenden langsam gereift sind. Nichts fällt fertig vom Himmel, alles wächst und

reift. Dadurch wird die Frage nur schwerer: Was ist das für eine Macht, die sich in diesem geschlossenen Zusammenhang kundgibt? Können wir mit ihr in Beziehung kommen, oder können wir uns nur von ihr hervorbringen und wieder zermalmen lassen? Die Wissenschaft kann keine Antwort auf diese Frage geben. Denn sie kann mit all ihren feinen Meßinstrumenten die Natur doch immer nur von außen beobachten und zergliedern, wie ein Arzt, der den Körper untersucht, den Puls, das Herz, die Atmung, der aber nicht in die Seele des Patienten hineinsieht. Ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist. Wir können eine Antwort auf die Frage, die uns beschwert, offenbar nur finden, wenn es noch ein anderes Verhältnis zur Wirklichkeit gibt, als die wissenschaftliche Beobachtung von außen, wenn es möglich ist, ihr unmittelbar ins Herz zu sehen.

Nun ist es unsere christliche Überzeugung, eine Überzeugung, die sich wissenschaftlich nicht beweisen läßt, die aber auch keine Wissenschaft widerlegen kann: Wir können in der Tat die Macht, von der alles abhängt, nicht bloß von außen beobachten mit den Mitteln der wissenschaftlichen Forschung. Es gibt noch einen zweiten Weg, um den Weltlauf zu begreifen. Wir können der Macht, die die Welt schafft und bewegt, ins Herz sehen. Es geht uns mit dieser Macht wie mit einem Menschen, mit dem wir alle Tage umgehen. Zunächst sehen wir ihn nur von außen, beobachten sein Gesicht, sein Mienenspiel, seinen Schritt, seine Bewegungen. Diese Äußerungen kann man verschieden deuten. Dann aber kann es geschehen, vielleicht bei einem Wort, daß er uns sagt, wenn wir in verzweifelter Lage zu ihm kommen, oder bei einem Leuchten in seinen Augen, da tut sich uns mit einem Male ein Blick auf in das Innerste seiner Seele. Wir fassen Vertrauen, ein Vertrauen, in dem uns keine entgegengesetzten Eindrücke mehr irre machen können. So ist es uns Christen mit der Macht gegangen, von der unser ganzes Schicksal abhängt. Wir hatten diese Macht zunächst nur von außen gesehen. Mit allen Forschungsmitteln der Wissenschaft, auch wenn sie mit dem besten Fernrohr die Milchstraße durch-

dringt, oder mit dem feinsten Mikroskop die Fasern der Pflanzen untersucht, sahen wir immer nur die Oberfläche, die Äußerungen, die Wirkungen der weltbeherrschenden Macht. Wir waren auf diesem Wege der äußeren Beobachtung nicht klug aus dem Weltlauf geworden. Wir konnten nicht klar darüber werden, ob hier eine seelenlose Gewalt kalt über uns hinwegschreitet, oder ob eine Macht dahinter steht, die sich um uns kümmert. Bei einzelnen Erlebnissen war es uns zwar zum Greifen deutlich, daß eine höhere Hand unser Leben lenkt. Aber das Weltelend, das Massensterben bei Seuchen und im Kriege machten uns dann wieder den Eindruck, daß wir einfach zermalmt werden. So konnten wir aus den entgegengesetzten Eindrücken nicht herauskommen. Aber da war es, wie wenn ein Mensch, dessen Wesen uns bisher rätselhaft war, uns in einem großen schweren Augenblick einen leuchtenden Blick zuwirft, der uns mit einem Schlag sein Herz aufschließt, so daß wir wissen: Dem darf ich mich anvertrauen. Es begegnete uns etwas, was uns die Gewißheit gab: Ich darf trotz aller entgegengesetzten Eindrücke glauben: Ich bin von einer ewigen Liebe geliebt.

Wie erwachte dieses Vertrauen in uns? Was ließ uns mit einem Male einen Blick tun in die verborgenen Tiefen der Wirklichkeit? Durch den Eindruck, den die Welt auf uns macht, wenn wir sie von außen beobachten, würden wir nie dazu gekommen sein. So herrlich diese Welt im Frühling aufblüht, so entsetzlich ist der Todeskampf, den die Geschöpfe mit allen Waffen gegeneinander führen. In den Zweigen des blühenden Baumes sehen wir den Vogel, der den Maikäfer verzehrt, und die Spinne, die sich grausam auf die Fliege stürzt, die sich in ihrem Netz gefangen hat. Das Vertrauen, daß hinter dem allem eine Macht der Liebe steht, erwacht nicht dadurch, daß sich von außen ein Beweis dafür aufdrängt. Nein, es muß im Innern unserer Seele etwas geschehen sein, es muß in uns ein Licht aufgeflammt sein, wenn es um uns hell werden soll. Solange es in uns selber dunkel ist, sehen wir auch die Welt um uns her dunkel. Erst wenn in uns etwas aufge-

leuchtet ist, können wir Vertrauen zu der Welt fassen, von der wir abhängen.

Solange ich noch keinen Lebenszweck sehe, keine Lebensaufgabe, die mich ganz ausfüllt, kommt mir die ganze Welt kalt und leer vor. Ich sehe nur blinde Naturgewalten, die wie Wellen über mich hereinstürzen. Ich sehe mich ins Dasein geworfen, um bald wieder zermalmt zu werden. Ich komme mir vor wie ein Sandkorn, das von der Brandung ans Ufer gespült wird, um von der nächsten Welle wieder weggeschwemmt zu werden. In dem Augenblick aber, da ich ein Ziel sehe, etwas, das mich ganz ausfüllt, einen göttlichen Auftrag, und wäre es nur die Aufgabe, ein krankes Kind zu pflegen, oder einer unglücklichen Familie zu helfen, da wird es mit einem Mal helle um mich, ich fasse Vertrauen zu der Macht, die mich ins Dasein gerufen hat, ich weiß, wozu ich auf der Welt bin. Ich weiß, ich bin von Ewigkeit her zu einem herrlichen Zweck geschaffen, ich soll einen schweren und großen Auftrag ausführen. Da ist es mir, als sähe ich zum erstenmal, wie wunderbar die Sonne am Morgen durch den Nebel bricht und wie herrlich sich die Bäume nach oben recken im Kampf um Licht und Luft. Ich blicke mit Dank auf die Macht, die mich ins Dasein rief. Ich freue mich, ein Teil dieser nach Leben ringenden Schöpfung zu sein. Es ist mir, als hätte mich ein leuchtender Blick getroffen, der mich mit einem Male hineinsehen läßt ins Herz der Macht, die alles schafft. Ich fühle den Strom von Leben und Kraft, der durch das Treiben und Wachsen der Natur geht. Ich ahne, auch der Schmerzensschrei, das Todesröcheln muß ein Durchgang sein zum Leben. Ohne Winter kein Frühling. Die ehernen Gesetze, nach denen die Sterne kreisen und die Ströme fließen und die Lawinen stürzen, erscheinen mir nicht mehr bloß wie eine tote Maschine, sondern wie eine heilige Ordnung, die mein Leben trägt, und mein Arbeiten möglich macht. Es kommt etwas von dem über mich, was in Goethes Worten liegt:

Wenn im Unendlichen dasselbe sich wiederholend ewig fließt,
Das tausendfältige Gewölbe sich kräftig ineinander schließt;

Strömt Lebenslust aus allen Dingen, dem kleinsten wie dem
Und alles Drängen, alles Ringen, [größten Stern,
Ist ewige Ruh in Gott dem Herrn.

Noch tiefer und schlichter drückt es Paulus aus, wenn er die innere Umwandlung beschreibt, durch die man ein Christ wird: „Gott, der da sprach: Aus der Finsternis soll das Licht leuchten, der hat es in unseren Herzen tagen lassen zum strahlenden Aufgang der Erkenntnis von der Herrlichkeit Gottes im Angesicht Christi" (2. Korinther 4, 6). Indem es also in uns Tag wurde, ist es auch um uns Tag geworden, und wir spüren: Derjenige, der es in uns tagen ließ, ist derselbe, von dem das Licht im Weltall stammt, der gesprochen hat: Es werde Licht! und es ward Licht. Dieselbe Christenerfahrung drückt der Hebräerbrief aus, wenn er sagt: „Durch den Glauben erkennen wir, daß die Welten durch Gottes Wort geschaffen sind, daß aus dem Unsichtbaren das Sichtbare hervorging" (Hebräer 11, 3). Also nur, wenn wir Vertrauen fassen zum unsichtbaren Lenker unseres Lebens, geht uns die Weltschöpfung auf und wir werden gewiß: Ich glaube, daß mich Gott geschaffen hat samt allen Kreaturen.

Wir müssen auf diesen innersten Punkt unseres praktischen Christentums zurückgehen, dann wird sich uns von hier aus ganz von selbst der Inhalt des biblischen Schöpfungsglaubens aufschließen in seiner Einfalt und Tiefe, und wir werden alle anderen Vorstellungen ablehnen, die sich die Menschen über Gott und die Welt gemacht haben.

Von alters her haben sich die Menschen, soweit sie überhaupt in irgendeinem Sinne von Gott sprachen, Gedanken über das Verhältnis von Gott und Welt gemacht. Diese Gedanken sind in zwei entgegengesetzte Richtungen gegangen. Zwei Ansichten haben miteinander gerungen. Die erste Anschauung ist die: Man denkt sich: Gott verhält sich zur Welt so, wie die Seele zum Körper. Gott ist die Weltseele, und diese Weltseele entwickelt sich mit ihrem Körper genau so, wie unsere Seele sich mit unserem Körper entwickelt, wenn sie aus dem Kindheitstraum erwacht und reift und wächst. Die Schöpfung ist

eine allmähliche Entwicklung der beseelten Welt. Die Welt entfaltet sich, wächst wie ein Baum und spaltet sich in Gegensätze. Die Weltseele geht durch tiefe innere Zerrissenheiten hindurch und ringt sich langsam zum Licht empor. Wir alle sind Teile dieser Weltseele, Teile Gottes. Wir schaffen Gott, wir bauen an Gott wie an einem Dome.

Bergleute sind wir: Knappen, Jünger, Meister und bauen
dich, du hohes Mittelschiff,
Und manchmal kommt ein Ernster, Hergereister, geht wie ein
Glanz durch unsere hundert Geister
Und zeigt uns zitternd einen neuen Griff. (R. M. Rilke.)

Damit ist also Gott mit dieser Welt zu einer Einheit verschmolzen. Aber dieser monistischen Weltansicht ist von alters her, schon seit der Zeit der griechischen Philosophen, eine andere gegenübergetreten. Nach dieser steht Gott zur Welt in einem tiefen Gegensatz. Zwischen Gott und Welt liegt ein Abgrund. Gott ist Geist, thronend in einem ewigen Reich des Geistes, in einer Sphäre der reinen Gedanken. Die Welt aber ist aus grobem Stoff gebildet. Sie kann nicht von Gott stammen. Vielleicht hat eine untergeordnete dämonische Macht die körperliche Welt hervorgebracht. Unser Geist aber stammt aus Gott. Darum fühlt er sich so unglücklich in diesem Körper, in diesem aus grobem Stoff gebauten Gefängnis, in das er verbannt ist. Dieses Leben in der Verbannung ist eine Strafe. Vielleicht hat unser Geist hier eine Schuld abzubüßen, die wir uns in einem früheren Dasein zugezogen haben.

Das sind die beiden Ansichten, zwischen denen sich, wie zwischen zwei Polen, die Gedanken der Menschen über Gott und Welt immer hin und her bewegt haben.

Können wir uns einer dieser beiden Ansichten anschließen? Wir wollen ganz praktisch fragen: Gibt uns eine von diesen beiden Ansichten die Kraft, um den Kampf des Lebens zu bestehen?

Denken wir einen Augenblick an den Kampf, den jeder von uns in seiner besonderen Lage zu kämpfen hat, bei der Erziehung unserer Kinder, die vom zuchtlosen Geist der heutigen

Jugend angesteckt werden, oder im Geschäft, wo die Versuchung an uns herantritt, auf unlauteren Wegen Gewinn zu machen. Jeder von uns ist an irgendeiner Stelle der großen Front eingesetzt, im Kampf des Lichtes gegen die Finsternis. Was brauchen wir, um diesen Kampf zu bestehen? Wir brauchen zunächst eine Ruhestellung, in die wir immer wieder zurückkehren können, um Kraft zu sammeln für den Kampf, eine Stelle, die nicht unter Feuer liegt, wo wir tief Atem holen können, Atem aus der ewigen Stille. Soll das möglich sein, so muß Gott selbst außerhalb des Kampfes stehen und hoch über dem Schlachtfeld in seliger Ruhe thronen. Er darf nicht selbst in den Kampf verwickelt sein. Damit ist zunächst die eine Anschauung ausgeschlossen, die heute so sehr verbreitet ist, die Ansicht, Gott sei die Weltseele; die Weltentwicklung sei eine allmähliche Erlösung Gottes, und wir müssen mitarbeiten, Gott zu bauen, Gott zu vollenden, Gott zu erlösen. Stünde es so, dann gäbe es keinen Ausweg aus dem blutigen Erdenkampf und Elend dieser Welt, keinen Ruhepunkt. Denn Gott wäre ja dann selbst wie ein Baum, der ringen müßte nach Licht und Entfaltung; unser Kampf wäre ein Teil von Gottes Kampf. Aber wir brauchen einen Tropfen Himmelsruhe, um den Lebenskampf auszuhalten. Wir müssen ausruhen können am Herzen Gottes. Der Kämpfer befiehlt sterbend seinen Geist in die Hände des Vaters, der über dem Lärm der Schlacht steht.

Diese Sehnsucht nach dem Ruhepunkt, nach einer Urheimat, in die wir flüchten können, hat die Menschen, besonders diejenigen, die tief unter dem Leben gelitten haben, vielfach der entgegengesetzten Anschauung in die Arme getrieben: Gott und Welt sind tiefe Gegensätze. Wir geistigen Wesen stammen aus Gott. Aber wir sind aus unserer Urheimat verbannt in eine Welt roher Stoffmassen. Wenn es so ist, dann steht Gott allerdings jenseits des Erdenkampfes. Wir können uns auf Flügeln der Sehnsucht aus dieser Welt hinausflüchten und in mystischer Versenkung untertauchen in die Welt Gottes. Aber diese Flucht ist kein Sieg. Auch diese Anschauung Platos gibt

uns keine Kraft, den Kampf des Lebens zu bestehen. Denn, wenn sie wahr wäre, dann lebten wir ja hier wie Kriegsgefangene fern von unserer Heimat in Feindesland, in einem Land, über das der König, für den wir kämpfen, keine Macht hat. Wir wären wie Vögel, die aus dem Nest gefallen sind, verstoßen in eine Welt, in der Gott nicht ist, die ohne seinen Willen da ist. Diese Lage lähmt von vornherein unseren Kampfesmut. Alles, was wir anfassen, woran wir arbeiten ist schmutziger Erdenstoff, der nichts mit Gott zu tun hat, aus dem sich daher auch nichts Göttliches gestalten läßt. Wir können dann nur die Hände sinken lassen und uns in Heimweh nach der anderen Welt verzehren.

So sehen wir also: keine von den beiden Anschauungen über Gott und Welt, die sich die Menschen ausgedacht haben, gibt uns die Kraft, die wir brauchen, um den Kampf zu bestehen. Die eine bringt Gott zu nahe mit der Welt zusammen, die andere Ansicht entfernt Gott zu weit von der Welt, füllt uns mit Heimweh nach ihm, aber nimmt uns seine Gegenwart, ohne die wir nicht kämpfen können.

Zwischen diesen beiden Menschenmeinungen, die nach entgegengesetzten Richtungen abirren, hält die Weltanschauung der Bibel die goldene Mitte. Gott ist nicht die Welt, nicht mit ihr verschmolzen und verworren. Sie ist nicht aus ihm hervorgewachsen. Sie ist klar von ihm geschieden. Er ist der Gott, der in der Höhe und im Heiligtum wohnt. In der Stiftshütte und dem salomonischen Tempel bedeutet der Vorhof den Himmelsozean unterhalb der Sterne, das Heilige die Sternenwelt. Von dem allem war das Allerheiligste geschieden, wo der Thron Gottes steht. Aber so hoch Gott über der Welt thront, er steht darum doch nicht im Gegensatz zu dieser Welt. Er steht ihr nicht gegenüber wie einem Bauwerk aus fremdem Material, in dem gottentstammte Wesen, wie wir, nur wie in einem Gefängnis schmachten könnten. Nein, diese Welt ist mit allem, woraus sie gemacht ist, geworden durch das Wort Gottes. Gott sprach: Es werde! Und es ward. Immer wieder

kommt die Bibel auf diese Hauptsache zurück. Hebr. 11 heißt es: „Durch den Glauben merken wir, daß die Welt durch Gottes Wort fertig ist." Psalm 33: „Durch das Wort Jehovas ist der Himmel gemacht, und sein ganzes Heer durch den Hauch seines Mundes." Hebräer 1: „Er trägt alle Dinge mit dem Wort seiner Kraft." Johannes 1: „Am Anfang war das Wort." Die Welt ist also nicht aus Gott mit Naturnotwendigkeit hervorgeflossen wie ein Strom aus der Quelle, wie ein Baum aus der Wurzel, wie der Srahl aus dem Licht. Die Welt ist geschaffen als ein Werk des Geistes. Aber dieses Schaffen war nicht ein Kampf mit einem fremden Material, ein Ringen zwischen Geist und widerstrebendem Stoff. Nein, es war ein Wille da, und dieser Wille wurde mühelos zum Werk. Es war ein Gedanke da, und dieser Gedanke wurde kampflos zur Tat. „So er spricht, so geschieht's, so er gebeut, so steht's da." Große Künstler suchen in jahrzehntelanger Arbeit dahin zu kommen, ganz Herr ihres Materials zu sein, also ihr Musikinstrument, ihre Farben, ihren Marmor so völlig zu beherrschen, daß sie einen Gedanken unmittelbar umsetzen können in Marmor, in Farben oder in Musik. Aber dies alles ist nur ein Versuch, sich dem Schaffen Gottes von ferne anzunähern. Es gelingt nie ganz. Immer, wenn die große Eingebung da ist, wenn der Künstler das Bild, das er schaffen muß, zum Greifen deutlich vor sich sieht, (wie Thorwaldsen, als er nach langem Suchen im Traum das Bild des einladenden Christus vor sich sah), dann beginnt der schwerere Teil der Arbeit, der Kampf mit dem Stoff. Wenn das Lied vertont ist, beginnt der Kampf mit den Instrumenten des Orchesters und mit den menschlichen Stimmen. Nur bei Gott ist dieser Kampf mit dem Stoff völlig ausgeschaltet. Das Bild des Geistes wird unmittelbar zur Wirklichkeit Es schafft und bildet und baut aus sebstgeschaffenem Material. Gottes Gedanken sind Taten. Wir können von diesem Schaffen Gottes nur in stammelnden Worten sprechen, weil uns hier alle menschlichen Bilder und Vergleiche verlassen. Wir können uns Gott wie einen Komponisten denken, der sein

eigenes Musikstück aufführt, aber mit einem Chor und Orchester, das er selbst geschaffen hat. Aber das ist nur ein schwacher Vergleich. Vor allem hat eine Frage von jeher die Denker beschäftigt, und sie haben sie nicht lösen können, die Frage: Wann hat Gott die Welt geschaffen? Kann man überhaupt so fragen? Gott ist ewig. Tausend Jahre sind vor ihm wie ein Tag, und ein Tag wie tausend Jahre. Für ihn gibt es keinen Unterschied zwischen vorher und nachher. Alle Tage sind in sein Buch geschrieben, die Tage, die waren und die noch werden sollen. Auch die Zeit gehört mit zu den Ordnungen dieser Welt, die Gott erst gesetzt hat mit den Bahnen der Gestirne. Wann diese ganze Zeitordnung geschaffen ist, diese Frage können wir nicht beantworten. Denn dabei müßten wir ja die Zeit schon voraussetzen. Wir müssen stille stehen bei dem Wort: „Er ist der, der da ist, der da war, und der da kommt." „Wir haben einen Gott, aus dem Alles ist und wir zu ihm" (1. Kor. 8, 6). „Gott ist es, der da wirkt, Alles in Allem" (1. Kor. 12, 6).

Nur eins können wir fassen: Er, dessen Tiefe wir nie ergründen können, schafft alle Dinge durch sein Wort. Der, durch den alle Dinge sind, hat also geredet. Er ist somit ein Wesen, das uns versteht, das uns sucht, das uns teilnehmen lassen will an seinem Leben. Er hat zuerst geredet durch die Schöpfung des Lichtes, durch das Kreisen der Planeten, durch das Brausen des Meeres, durch das Schwellen der Lebenskräfte in der Tier- und Pflanzenwelt, und er hat zuletzt geredet durch den Sohn. Es ist dasselbe Wort, durch das alle Dinge gemacht werden, und das zuletzt Fleisch wurde und Knechtsgestalt annahm. Denn durch ihn ist alles geschaffen, das im Himmel und auf Erden ist, das Sichtbare und Unsichtbare. Es ist alles durch ihn und zu ihm geschaffen.

Haben wir diesen Grundgedanken des biblischen Schöpfungsglaubens einmal verstanden: Die Welt geschaffen durch Gottes Wort, dann ist die Stellung zu den Einzelheiten des biblischen Schöpfungsberichtes eine untergeordnete Frage. Die Schöpfungsgeschichte, die auf dem ersten Blatt der Bibel erzählt ist, steht

ohne Zweifel im Zusammenhang mit der weit älteren babylonischen Schöpfungsgeschichte, deren Reste wir in der Tontafelbibliothek des Königs Assurbanipal von Ninive (Mitte des 7. Jahrhunderts vor Christus) gefunden haben, und die vielleicht auf die Zeit um 2000 zurückgeht. Nach dieser Erzählung ist die Welt hervorgegangen aus einer Revolution. Im Anfang war ein Urmeer voll Nacht und Finsternis, ein Chaos beherrscht von einer Göttermutter Thiâmat, wimmelnd von Ungeheuern, Riesenschlangen, Drachen und Molchen. Diese chaotische Urwelt machte Revolution gegen die Regierung der oberen Götter. Die Götter erfuhren von dem Anschlag, hielten eine Götterversammlung, tranken sich Mut, berauschten sich am Wein und bestimmten einen ihrer Besten, Marduk, den Gott des Lichtes und des Frühlings, zu ihrem Rächer. Dieser fuhr auf einem Streitwagen mit feurigen Rossen der Göttermutter entgegen, tötete sie durch einen Pfeilschuß, schlug ihren Leichnam in zwei Teile. Die Hälfte machte er zur Decke, dem Himmel, die Hälfte zur Erde. Dann wurden die Gestirne geschaffen, dann Menschen, Tiere und Pflanzen. Um den Menschen zu schaffen, hat nach einer anderen babylonischen Darstellung der Schöpfergott sich selbst den Kopf abgeschlagen. Dann haben die anderen Götter das herabfließende Blut mit Erde vermischt und daraus den Menschen gebildet. Daher haben die Menschen teil am göttlichen Geiste.

Welch ein gewaltiger Unterschied liegt zwischen dieser verworrenen Fabel und der tiefen Einfalt der biblischen Schöpfungsgeschichte! Hier sind die Traumgestalten der Götter und Ungeheuer und alle Vorstellungen einer Revolution, einer Götterschlacht verschwunden, und in erhabener Einsamkeit schwebt der Geist über dem finsteren Urmeer; und Gott spricht: Es werde Licht! Und es ward Licht.

Dennoch, trotz dieses gewaltigen Unterschieds besteht ein Zusammenhang zwischen dem ersten Blatt der Bibel und den kindlichen Vorstellungen der alten Zeit über den äußeren Verlauf der Weltentwicklung. Zwar enthält auch vom Standpunkt des heutigen Naturforschers aus betrachtet der biblische

Schöpfungsbericht mancherlei wunderbare Vorahnungen dessen, was erst die neueste Naturwissenschaft festgestellt hat. Der Naturforscher Helmholtz hat sich darüber gewundert, daß die Bibel mit der neuesten Naturwissenschaft darin übereinstimmt, daß sie mit der Entstehung eines Lichtes beginnt, das noch vor der Sonne da ist, also mit einer leuchtenden Urmasse, aus der sich die einzelnen Gestirne erst gebildet haben. Ferner sehen wir in der biblischen Darstellung eine Entwicklung vom Niederen zum Höheren, ähnlich wie sie auch von der Naturwissenschaft angenommen wird. Erst scheidet sich das Festland vom Meer. Dann entwickelt sich aus der Erde die Pflanzenwelt. Dann entstehen Wassertiere und Lufttiere. Dann erst bringt die Erde die Landtiere hervor. Und zuletzt kommt der Mensch. Aber trotz dieser Ahnung des Richtigen teilt der Verfasser der Schöpfungsgeschichte noch ganz die Anschauung der alten Zeit über Weltall und Himmelsraum. Der Himmel erscheint ihm wie ein Dach, das sich über der Erde wölbt. Über einer blauen Decke befindet sich ein Wasserbehälter, „Das Wasser über der Feste", das dann als Schnee und Regen herunterkommt. Sonne, Mond und Sterne sind Lichter, die am Himmelsgewölbe stehen. Die Weltentstehung vollendet sich in 6 Tagen, Der Erzähler hat jedenfalls an gewöhnliche Tage gedacht, und wir wollen keinen Versuch machen, diese Tage umzudeuten in Weltperioden, Zeiträume von Hunderttausenden von Jahren, wie sie unsere Naturforscher annehmen.

Daß dieser äußere Hergang der Weltentstehung, wie er im ersten Kapitel der Bibel erzählt wird, nicht zum Wesen der Sache gehört, sondern nur die Einkleidung des Schöpfungsglaubens ist, das sieht man daran: 1. Mose 1 ist durchaus nicht die einzige Schöpfungserzählung, die wir im Alten Testament haben. Die Bibel hat darin vielmehr einen wunderbaren Reichtum der Darstellung. Schon im zweiten Kapitel wird die Schöpfung noch einmal und zwar etwas anders erzählt. Da steigt erst ein feuchter Nebel auf und tränkt die ganze Oberfläche des Ackerbodens. Dann wird der Mensch aus der Erde geschaffen und

in den Garten Eden versetzt. Dann wachsen erst die Bäume aus dem Garten hervor; und dann, damit der Mensch nicht allein sei, kommen die Tiere des Feldes und die Vögel des Himmels.

Aber noch schöner wird Gottes Schaffen Hiob 38 geschildert. Gott stellt im Wettersturm Hiob zur Rede: „Wo warst du, als ich die Erde gründete? Wer hat ihre Maße bestimmt, oder wer hat über sie die Meßschnur gespannt? Worauf sind ihre Pfeiler eingesenkt? Oder wer hat ihre Eckſteine hingesetzt unter dem Jubel der Morgensterne allzumal, als alle Gottessöhne jauchzten? Wer verwahrte hinter Toren das Meer, als es aus dem Mutterschoß hervorging, als ich Gewölbe zu seinem Kleide machte, als ich ihm Riegel und Tore setzte und sprach: „Bis hierher und nicht weiter! Hier sollen sich legen deine stolzen Wellen!"? „Wer hat dem Regen Kanäle gebrochen und einen Weg dem Wetterstrahl, um die Wüste zu sättigen und frisches Gras sprossen zu lassen? Kannst du die Bande der Plejaden knüpfen oder die Fesseln des Orions lösen? Führst du die Tierkreisbilder heraus zu ihrer Zeit? Kennst du die Gesetze des Himmels oder bestimmst seine Herrschaft über die Erde? Gibst du dem Rosse Heldenkraft und bekleidest seinen Hals mit der flatternden Mähne? Hebt der Habicht durch deine Weisheit die Schwingen, oder steigt der Adler auf dein Geheiß und baut sein Nest in der Höhe?"

Ebenso großartig wird die Schöpfung Psalm 104 beschrieben. „Er hat die Erde auf ihre Pfeiler gegründet, daß sie in alle Ewigkeit nicht wanken kann. . . . Mit der Flut bedecktest du sie wie mit einem Gewand. . . . Berge steigen empor, Täler senken sich. . . . Der in den Tälern Quellen entsendet, der Gras sprießen läßt für das Vieh und Pflanzen zum Nutzen des Menschen, Brotkorn aus der Erde und Wein, der des Menschen Herz erfreut. . . . Sie alle warten auf dich, daß du ihnen Speise gäbest zu seiner Zeit. Verbirgst du dein Angesicht, so werden sie bestürzt, ziehst du deinen Odem ein, so verhauchen sie und werden wieder zu Staub. Sendest du deinen Odem aus, so werden sie geschaffen und du erneuerst das Antlitz der Erde."

Gerade durch die mannigfaltige dichterische Einkleidung wird der einheitliche Grundgedanke des biblischen Schöpfungsglaubens nur um so deutlicher: Gott ist erhaben über den Kampf, den wir, seine Geschöpfe, miteinander kämpfen müssen, er schwebt über den hochgehenden Wogen; aber er ist dieser Erde völlig mächtig. Auch unser Dasein ist in jedem Augenblick der Odem seines Mundes. Zieht er ihn zurück, so verhauchen wir und werden wieder zu Staub. Das schwere Rätsel ist damit noch nicht gelöst: Wie kommt der Riß in Gottes Schöpfung? Wie kommt es, daß ein Geschöpf dem anderen Licht und Luft wegnehmen will? Diese Frage wird uns im nächsten Kapitel beschäftigen.

Aber wenn hier auch noch ein ungelöstes Rätsel bleibt, die tiefe Wahrheit des biblischen Schöpfungsglaubens merken wir an der Kraft und Lebensfreude, die zu allen Zeiten von diesem Glauben ausgegangen ist. Uns heutigen Menschen, besonders den Städtern, ist das Bewußtsein fast verloren gegangen, daß wir als Gottes Geschöpfe mit der ganzen Natur in lebendigem Zusammenhang stehen, und daß alle unsere Mitgeschöpfe unsere Brüder und Schwestern sind. Goethe hat dieses Bewußtsein noch gehabt, wenn er etwa eine eingepuppte Raupe sich ans Ohr hielt und sagte: „Ich bitte Euch, wie das klopft wie das hüpft und ins Leben hinaus will. Wundervoll möchte ich sie nennen, diese Übergänge der Natur.“ „Was meinen Sie, könnte nicht St. Paulus, diese tiefe Seele, dergleichen im Sinne gehabt haben, wo er des ängstlichen Harrens der Kreatur gedenkt, wie sie sich sehnt immerdar.“

Auch Paul Gerhardt lebte noch in diesem inneren Zusammenhang mit der Natur, wenn er mitten in der Not des dreißigjährigen Krieges sich an der Schöpfung Gottes tröstete:

Ich selber kann und mag nicht ruh'n,
Des großen Gottes großes Tun
Erweckt mir alle Sinnen.
Ich singe mit, wenn alles singt,
Und lasse, was dem Höchsten klingt
Aus meinen Herzen rinnen.

Am tiefsten hat vielleicht Franz v. Assisi dieses fromme Naturgefühl gehabt. Der Gedanke gibt ihm noch im Tode eine heilige Lebensfreude, daß alle Wesen, Vögel, Feuer, Wasser, seine Mitgeschöpfe, seine Brüder und Schwestern sind. Als er auf dem Sterbebette lag, so wird erzählt, und die Ärzte ein glühendes Eisen brachten, um ihm damit auf die Stirne zu brennen, da begrüßte der Todkranke das Feuer als Gottes Geschöpf und rief: „O Bruder Feuer, du bist schön unter allen Geschöpfen, und ich habe dich immer lieb gehabt, darum sei auch du mir nun gnädig." Als er allein und blind infolge einer schmerzhaften Augenkrankheit in seiner Hütte lag, dichtete er den Sonnengesang, eines der schönsten Zeugnisse des Schöpferglauben, in dem es heißt: „Gepriesen seist du, o Herr, mit allen deinen Geschöpfen, vornehmlich mit unserem Herrn Bruder, dem Sonnengestirn, welches den Tag schuf und erleuchtet durch ihn. Es ist schön und strahlend mit großem Glanze, ein Gleichnis deiner, o Höchster. Gepriesen seist du, o Herr, durch Schwester Mond und die Sterne. Du hast sie am Himmel gebildet köstlich und schön. Gepriesen seist du, o Herr, durch den Wind, unseren Bruder, auch durch die Luft und die Wolken, durch die du deinen Geschöpfen Erhaltung gewährest. Gepriesen seist du, o Herr, durch unsere Schwester, das Wasser; sehr nützlich ist es, demütig, kostbar und keusch. Gepriesen seist du durch unseren Bruder, das Feuer, durch welches du die Nacht helle machst; schön ist es und Freude spendend, stark und gewaltig. Gepriesen seist du, o Herr, durch unsere Schwester, die Mutter Erde, die uns erhält und regiert und mannigfache Früchte hervorbringt und bunte Blumen und Kräuter. . . ."

Es wird uns schwer, diesen frommen Natursinn der Christen alter Zeit wieder zu gewinnen, aber wir empfinden deutlich, wir können den Erdenkampf nur bestehen, es erwacht nur dann eine heilige Lebensfreude in uns, wenn auch uns der Glaube trägt: Die Erde ist des Herrn und alles was darauf wohnt.

2. Urfall und Erbsünde.

Wir haben im vorigen Kapitel vom Glauben an den Schöpfer gesprochen. Wir haben gesehen: Nur dieser Glaube gibt uns Lebensfreude und läßt uns auch im elendesten Mitgeschöpf den Odem Gottes spüren. Die Gewißheit trägt uns: Auch ich bin ein Gedanke Gottes; und auch im verkommensten Mitmenschen, mit dem ich umgehe, glimmt noch ein Funke des göttlichen Ebenbildes.

Dieser Glaube gibt mir aber auch Mut zum Leben, denn ich weiß dann: Der Gott, der mir mein Lebensziel gegeben hat, ist der ganzen Welt mächtig. Auch wenn ich in den Tiefen eines Bergwerkes arbeite, in Gefahr, verschütttet zu werden, so weiß ich: Gott ist auch in diesen schwarzen Steinlasten. Wenn sie mich unter ihrer Masse begraben, so sinke ich in Gottes Arme. Oder wenn ich auf See mit den Wellen kämpfe, so weiß ich: Gott ist auch Herr der Wassermassen; er hat dem Meere seine Tore gesetzt. Wenn die Wogen über mir zusammenschlagen und mich verschlingen, so falle ich in Gottes Schoß. Wenn ich, abgeschnitten von aller Hilfe lebendiger Wesen in einen Gletscherspalt abgestürzt bin oder in einer menschenleeren Wüste verschmachtend liege, wo mein Hilferuf kein menschliches Ohr erreicht, so kann ich immer noch mit Psalm 139 beten: Von vorn und von hinten umgibst du mich und hast deine Hand auf mich gelegt. Wo soll ich hingehen vor deinem Geist, und wo soll ich hinfliehen vor deinem Angesicht? Nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äußersten Meer, so würde mich doch deine Hand daselbst führen und deine Rechte mich halten; denn du hast mein Innerstes geschaffen, wobst mich im Mutterleibe. Deine Augen sahen mich, als ich noch ungestaltet war, alle meine Tage waren schon in dein Buch geschrieben, als noch keiner von ihnen da war.

Aber wenn wir diesen Glauben an den Schöpfer gefaßt haben, so will eine Tatsache nicht damit übereinstimmen. Sie schaut uns wie ein unlösbares Rätsel an. Diese Schöpfung ist ja im Kampf mit sich selbst. Wie kann da Ein Herr über Allem walten? Es geht ein Riß durch die Schöpfung. Das ist der Kampf der Wesen untereinander, der durch das Ganze hindurchgeht. In dieser Welt herrscht der Tod als eine Folge dieses Kampfes.

Einst glaubte man, nur der Mensch bringe den Kampf in den seligen Frieden der Natur. Krieg sei nur dort, wo der Mensch hinkommt mit seiner Qual. Schiller sagt einmal: „Ruhige Pflanzenwelt, in deiner kunstreichen Stille vernehm' ich das Wandeln der Gottheit; Aus deinem ruhigen Spiegel strahlt mir ihr göttliches Bild." Die tiefer dringende Forschung zeigt uns, daß der Todeskampf auch durch die ganze Natur geht. Die ganze Lebewelt kämpft gegen die leblose Welt, die in Überschwemmungen, Erdbeben, Präriebränden ihr nach dem Leben trachtet. Auch die Pflanzen, die einen so stillen und harmonischen Eindruck machen, müssen ihr Leben mit giftigen Waffen gegeneinander und gegen die Tiere verteidigen. Die Sträucher tragen Dornen und Disteln. Stechpalmen und andere Pflanzenarten haben Angelborsten, Brennborsten, Widerhaken. Diese bohren sich den Tieren, die sie fressen wollen, in die Zunge und verwunden sie schwer. Gewisse Akazien müssen ihre Blätter gegen Heere von schwarzen Ameisen verteidigen, die von ihnen leben wollen. Da halten sie sich gleichsam als Besatzung ein Heer von giftigen und bissigen Ameisen, und geben ihnen in den Hohlräumen ihrer Stämme Wohnung und Nahrung. Diese schlagen die immer neuen Angriffe jener schwarzen Zerstörertruppen ab. Auch der Wald, der so friedlich im Abendwinde rauscht, ist das Erzeugnis eines fortwährenden Krieges. Die Bäume stehen sich alle, genau wie Menschen und Völker, gegenseitig im Licht. Daher wachsen sie um die Wette in langen Schäften empor, um andere zu unterdrücken und zu überholen. Eine Art sucht die andere niederzuhalten, daß sie nur dürftiges

Unterholz wird. Dem Wald trachtet dann wieder die Heide nach dem Leben. Kleine Bodenpilze, der Schimmelrasen, frißt an den Wurzeln der Baumriesen, unterminiert die Stellung des Waldes, um sie sturmreif zu machen. Schließlich versinken die morschen Riesenstämme, und es halten sich nur noch kleine Zwergfichten. Der Wald ist besiegt. Der Boden überzieht sich mit braunem Heidekraut.

Oder schauen wir hinein in die Tierwelt. Ich will nicht von den Raubtieren sprechen, vom Geier, der auf die Herde herabstößt, von der Riesenschlange, die auf einem Baum zusammengerollt sich blitzschnell auf ein Tapir oder auf ein Reh stürzt, es umwindet und erdrückt, dann lauscht, ob noch Leben in ihm ist, und es zuletzt langsam hinunterschlingt. Man könnte ja sagen: diese Tiere sind eben das Raubgesindel im Reiche der Natur, welches das freundliche Zusammenleben der übrigen Tierwelt stört; das sind die Wegelagerer, die alles unsicher machen, und überall Kriege vom Zaun brechen; wenn man diese Schädlinge ausrotten könnte, dann wäre das Tierreich ein wohlgeordneter Staat. Nein, gerade wenn wir den vollkommensten Tierstaat ansehen, der besser geordnet ist als irgendein menschlicher Staat, den Bienenstaat, so bildet auch in diesem Tierstaat der mörderische Kampf einen immer wiederkehrenden Bestandteil des Lebens. Alljährlich, wenn die Königin, die Mutter des Bienenstaates, befruchtet ist und begonnen hat, Eier zu legen, werden die Drohnen, die nun überflüssige Mitesser geworden sind, von den Arbeitsbienen überfallen und erbarmungslos hingeschlachtet. Die zornigen Jungfrauen fallen über die faulen Männer her, kappen ihnen die Flügel, trennen den Hinterleib vom Brustkasten und bohren ihren Stachel wie ein Schwert zwischen die Ringe des Hinterpanzers, bis ihre Opfer mit brechenden Augen auf dem Rücken liegend sterben. Dann werden die Leichen vor die Tore der kleinen Bienenstadt hinaus geworfen.

Dieser Kampf, bei welchem Geschöpfe Gottes einander gegenseitig vernichten, tobt also nicht bloß zwischen Menschen und Menschenvölkern. Nein, er geht wie ein tiefer Riß durch

die ganze Natur. Wir Menschen leiden nur am meisten darunter. Denn wir haben vor den Tieren und Pflanzen das klare Bewußtsein voraus, die innige seelische Berührung miteinander durch die Sprache und durch die ganze Kultur. Wir empfinden den Fluch, der darin liegt, daß ein Wesen das andere, das eben soviel Recht auf Leben hat, vernichtet. Gerade weil wir in diesem Kriege die Unterliegenden waren, haben wir die ganze Roheit und Gemeinheit aufs tiefste empfunden, die darin liegt, daß ein Volk, wie das deutsche, von anderen Völkern behandelt wurde wie ein gemeingefährliches Tier, das man von allen Seiten umstellt, um es zu vernichten, und das man schließlich, weil man es im offenen Kampfe nicht besiegen kann, „aushungert wie ein Höhlentier, bis es zuletzt von Hunger geschwächt schweifwedelnd herauskriecht" (Fr. W. Förster).

Wir sind ja durch Krieg und Revolution daran gewöhnt worden, das Furchtbarste mit ruhiger Miene hinzunehmen, von Blutbädern und Massenmorden zu lesen, als müßten sie sein. Dennoch lebt auch im rohesten Menschen, der mit kaltem Blut seinem Feind das Messer in die Brust stößt, wenn er sein Opfer in seinem Blute liegen sieht, noch eine dunkle Ahnung von dem, was nach der Bibel Gott zum ersten Menschen sagte, der einen Menschen getötet hatte: „Was hast du getan? Deines Bruders Blut schreit zu mir von der Erde". Um einen Menschen mit kaltem Blut töten zu können, einen Bruder, ein Geschöpf Gottes, muß man erst in sich selbst etwas abgetötet haben. Wir fühlen, es muß im Innersten der Schöpfung eine Saite gerissen sein, daß es möglich ist, daß ein Geschöpf einen Vernichtungskampf gegen das andere führt.

Dieses Töten des anderen, der uns im Wege steht, sehen wir aber nicht bloß im Kriege, es geht durch unser ganzes menschliches Zusammenleben hindurch. Denn nicht bloß der eigentliche Mord und Totschlag ist ein Töten des anderen. Nein, auch schon jeder Versuch, den unbequemen Nebenbuhler beiseite zu schieben und kalt zu stellen. Der Geschäftsmann sucht seinen Konkurrenten zu vernichten. Ein Arzt nimmt einem Kollegen

in derselben Stadt die Praxis weg. Einem Künstler, einem Musiker steht ein anderer im Licht. Überall derselbe Konkurrenzkampf. Einer sucht den anderen wegzudrängen, matt zu setzen, lahm zu legen, auszuschalten.

Wie ist dieser Riß in die Welt gekommen, dieser Vernichtungskampf der Geschöpfe gegeneinander? Wie ist der Tod in die Welt gekommen, der eine Folge des Vernichtungskampfes ist? Der Tod gehört ja nicht ursprünglich und notwendig zum Leben. Die Naturforscher sagen uns: Als auf unserer Erde das Leben erwachte, entstanden zuerst einfache Lebewesen. Diese bestanden nur aus einer Zelle, mit einem Zellkern und einem weichen Körper darum herum. Diese einzelnen Zellen sterben nicht, wenn sie nicht gewaltsam vernichtet werden; sondern wenn sie zu einer gewissen Größe angewachsen sind, teilen sie sich in zwei Teile, dann in vier, dann in acht usw. (z. B. die Cholerabazillen). In diesem Stadium ist also der Tod noch kein notwendiges Element in der Entwicklung der organischen Welt. Eine notwendige und allgemeine Erscheinung wurde der Tod erst, als aus einem einzelligen Wesen vielzellige wurden, indem sich um die Keimzellen herum ein vielzelliger Körper aufbaute. Nun waren nur noch die Keimzellen, die die Nachkommenschaft erzeugten, die Träger des unsterblichen Lebens. Sie pflanzten das Leben der Gattung von Geschlecht zu Geschlecht fort. Der Körper des Einzelwesens dagegen, der sich aus der Keimzelle entfaltet hatte, verbrauchte und erschöpfte sich allmählich im Kampfe gegen die vielen Feinde, gegen die er sich behaupten mußte. Das Einzelwesen wurde auf diese Weise, wenn es verbraucht war, vom Lebensstrom gleichsam ans Ufer gespült, wie die Brandung Muscheln und Tange ans Ufer wirft.

Der Tod ist also, auch nach Ansicht der Naturwissenschaft keine ursprüngliche und an sich notwendige Eigenschaft des Lebens, die ihm von der Schöpfung her innewohnt. Er ist erst in die Schöpfung hineingekommen und zwar durch den Vernichtungskampf, den die Elemente gegen alles Lebendige führen und durch die Feindschaft, die innerhalb der Lebewelt selber herrscht,

Wie kam dieser Vernichtungskampf hinein, der wie ein ununterbrochener Schmerz die ganze Welt des Lebens durchwühlt und durchzittert? Dieser Kampf des Lebens gegen das Leben ist doch offenbar die Quelle alles Leides. Der kleinste körperliche Schmerz, den wir empfinden, wenn wir uns am Finger verletzt haben, kommt ja von einem Kampf, einem Verteidigungskrieg, den Tausende von kleinen Blutkörperchen an der offenen Wundstelle gegen eindringende Feinde führen. Und der gewaltige Seelenschmerz, der jetzt durch das deutsche Volk geht, dem der Feind an seine Seele will, ist ein Ausdruck für dieselbe Widernatürlichkeit, die darin liegt, daß das Leben gegen das Leben wütet. Wie ist dieser Fluch, diese Unnatur, dieser alles durchzitternde Schmerz in die Welt hineingekommen? Wem diese Frage in ihrer Schwere einmal aufgegangen ist, der muß eine Antwort darauf haben. Drei Antworten werden gegeben. Die Antwort der Optimisten, die das Leben rosig ansehen, die Antwort der Pessimisten, die keine Hoffnung haben, und die christliche Antwort.

Die Optimisten sagen: Der Vernichtungskampf in der Welt ist da. Aber er ist ja nur ein Mittel zum Guten; er stählt unsere Kräfte. Nur weil die Bäume um das Licht miteinander kämpfen, recken sie sich in die Höhe. Selbst die Krankheitsbazillen, diese unentrinnbaren Dämonen, die uns immer bedrohen, sind nur die Gesundheitspolizei der Natur. Ihr Geschäft ist, alles Faule, Tote, Sterbensreife dem Zerfall und der Verwesung zu überliefern, damit dem Gesunden und Lebensfähigen die Zukunft gehört. Der Mißton des Todeskampfes ist also nur ein notwendiger Klang in der harmonischen Musik des Weltganzen. Wie bei jedem vollen Akkord Untertöne mitschwingen müssen, so muß immer der Unterton des Todes neben dem Oberton des Lebens mitschwingen, damit ein voller Akkord herauskommt.

Diese Lösung kann nur Menschen befriedigen, die noch nicht tief unter dem Leben gelitten haben, die Sonntagskinder des Lebens. Aber wir brauchen nur an etwas Furchtbares zu denken, was wir erlebt haben, so merken wir sofort, daß diese Lösung versagt. Ich will nur eine Tatsache nennen, die im Industrie-

gebiet vorkam. Dort gibt es Fabriken, in denen Trockenkammern eingerichtet sind. In diesen wird eine starke, trockene Hitze erzeugt, um gewisse Fabrikate auszudörren. Abends, solange Arbeiter darin beschäftigt sind, wird der Heißluftstrom abgesperrt. Früh morgens strömt er wieder ein. Nun geschah es, daß ein Arbeiter, der abends im Trockenraum zu tun hatte, noch darin zurückblieb, während die anderen schon hinausgegangen waren und hinter sich abschlossen. Von innen ließ sich der Raum nicht öffnen. Alle Hilferufe waren vergebens. Der Mann war darin gefangen. Er mußte in dieser Lage die ganze Nacht warten, bis morgens in aller Frühe sich das Ventil öffnete und die glühend heiße Luft einströmte, die ihn langsam versengte. Stellen wir uns die Nacht vor, die dieser Mann durchgemacht hat. Das vergebliche Schreien und Tasten nach einem Ausgang, die Verzweiflung und dann das jammervolle Sterben. Muß so etwas sein als Unterton in der harmonischen Musik der Welt?

Goethe, der ja die harmonische Lebensanschauung am schönsten darstellte, wollte seine gestorbenen Freunde auf dem Totenbette nicht mehr sehen. Diesem Eindruck des Todes ging er aus dem Wege. Das ist bezeichnend. Er liebte auch Abschiedsszenen nicht und riet, man solle es vermeiden, Jugendfreunde im Alter wiederzusehen. Die Enttäuschung, die man erlebt, wenn man einen Freund wiedersieht, vor dem einst das Leben im rosigen Morgenlichte der Jugend lag, und der nun innerlich vertrocknet ist, war ihm unangenehm. Goethe mußte also, um seine sonnige Lebensanschauung zu bewahren, gewisse Eindrücke vermeiden, die Eindrücke von der Nachtseite des Lebens. Er durfte vor allem dem Tod nicht ins Gesicht sehen, er mußte dem Anblick des Verwelkens, des Hinsinkens aus dem Wege gehen.

Das führt uns auf die zweite Antwort, die auf die Frage gegeben wird, wie der Riß in die Welt kam. Es ist die Antwort der Pessimisten, der Hoffnungslosen. Sie sagen: Dieser Riß ist nicht erst in die Schöpfung hineingekommen, er gehört zum Wesen des Lebens. Leben ist Leiden, wie Buddha in seiner berühmten Predigt in Benares sagt: Geburt ist Leiden, Alter ist

Leiden, Krankheit ist Leiden; kurz, alles Haften am Leben ist Leiden. Alles Leben unseres Leibes ist nur fortdauernd gehemmtes Sterben, wie das Gehen ein stets gehemmtes Fallen ist. Jeder Atemzug wehrt dem beständig eindringenden Tod, mit dem wir in jeder Sekunde kämpfen. Zuletzt muß er siegen; denn wir sind ihm schon durch unsere Geburt verfallen. Er spielt nur eine Weile mit seiner Beute, ehe er sie verschlingt.

Heute, wo die Feinde unser Volk zur Verzweiflung bringen wollen, fühlen wir deutlicher als je die tiefe Wahrheit, die in dieser düsteren Lebensanschauung liegt. Dennoch können wir sie nicht aushalten. Kein Mensch kann auch nur einen Tag leben, der nicht wenigstens einen Funken von Hoffnung hat. Die vollkommene Hoffnungslosigkeit legt sich wie eine Zentnerlast auf uns und lähmt unsere Energie. Aber wir müssen diese hoffnungslose Lebensanschauung nicht bloß deshalb ablehnen, weil sie uns die Lebenskraft raubt. Der Grund unserer Ablehnung liegt tiefer. Wenn wir z. B. sehen, wie ein hoffnungsvoller Jugendfreund einer Seuche zum Opfer fällt und langsam dahinwelkt, wenn wir lesen, wie Friedrich Schiller mitten im heißesten Streben und herrlichsten Schaffen zusammenbrach, weil Bazillen heimlich seine Lunge zerstörten, so können wir nicht glauben, daß das wirklich so sein mußte, daß das im Wesen der Natur begründet ist. Der Mißton ist zu stark, der Widerspruch ist zu groß zwischen Frühling und Tod, zwischen all der Schönheit, Fülle und Schöpferkraft, die in den Geist eines Menschen, wie Schiller, hineingelegt ist, und dieser Bazillenbrut, die an seiner Lunge frißt und seine Lebenskraft langsam zersetzt. Wir können nicht glauben, daß beides zusammengehört. Das Leben, das einen herrlichen Bau aufführt, und der Tod, der heimlich unter der Erde pickelt und das Gebäude unterminiert, um es zusammenstürzen zu lassen, ehe es auch nur halbfertig ist.

Hier muß etwas in die Welt hineingekommen sein, was ursprünglich nicht darin lag. In allen Völkern lebt die Sage von einem goldenen Zeitalter, von einem verlorenen Paradies, die Ahnung: Einst war es besser, einst war Friede in der Natur.

Der Krieg ist erst hineingetragen worden. Diese Ahnung, die durch die ganze Menschenwelt geht, erhält in der biblischen Anschauung ihren tiefsten Ausdruck.

Kampf und Tod gehören nach der Bibel nicht notwendig zur Schöpfungswelt. Die Welt ist gut aus Gottes Hand hervorgegangen, der Riß, der durch die Schöpfung geht, ist die Folge eines Fluches, der auf der Welt lastet. Bei der Austreibung aus dem Paradies wird ein Fluch über die Erde ausgesprochen. Der Mann wird verflucht: Verflucht sei der Acker um deinetwillen; unter Mühsal sollst du dich von ihm nähren dein Leben lang. Dornen und Disteln soll er dir tragen und du sollst das Kraut auf dem Felde essen. Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen, bis daß du wieder zu Erde wirst, davon du genommen bist; denn du bist Erde und sollst zur Erde werden. Und auch das Weib wird verflucht: Ich will dir viel Schmerzen schaffen, wenn du schwanger bist, du sollst mit Schmerzen Kinder gebären, es wird dich nach dem Manne verlangen, und doch soll er Herr über dich sein.

In diesem Fluch ist in wunderbarer Weise alles zusammengefaßt, was bis heute am Elend der Menschen schuld ist. Es ist ein dreifacher Fluch. Der Fluch der Abhängigkeit des Menschen vom Boden, der Fluch der Geschlechtsgemeinschaft und der Fluch des Todes. Der erste Fluch, der nach der Bibel auf uns lastet, ist der Kampf ums Dasein, den wir kämpfen müssen, weil wir das Brot, das wir brauchen, der Erde abringen müssen. Es ist der Kampf um den harten Boden, aus dem erst Dornen und Disteln wachsen, die man ausroden muß. Wir ahnen, dieser Fluch, wenn er einmal auf den Acker der Welt gelegt ist, muß im Laufe der Jahrtausende zu einer rollenden Lawine werden, die immer mächtiger anschwillt und immer verheerender wirkt. Denn diese Abhängigkeit vom Boden, dem wir unser Leben abringen müssen, muß den Kampf um den Boden erzeugen. Der Boden muß der heißumstrittene Zankapfel werden, um den sich die Menschen streiten. Die Besitzlosen kommen in den Frondienst derer, denen der Boden gehört. Denn sie können

ohne Bodenerzeugnisse nicht leben. Um diesem Fluch zu steuern, der sich im Kampf um den Boden auswirkt, wird in der alttestamentlichen Gesetzgebung das Halljahr eingeführt. Im fünfzigsten Jahre soll die Posaune durchs Land schallen am Versöhnungstag, da soll das Land gereinigt werden von der Schuld, die im Kampf um den Boden liegt, und jeder soll wieder zu seinem ursprünglichen Besitz zurückkehren. Aber durch keine derartige Maßnahme läßt sich die Wirkung des Fluches aufhalten, der auf dem Acker der Welt lastet. Man kann Auswüchse beschneiden, aber die Wurzel des Übels läßt sich nicht beseitigen. Das Ende ist der Bodenwucher in unseren Großstädten, wo der Bodenspekulant die Mietspreise in der Hand hat, und Tausende von Menschen in engen Mietskasernen verkümmern. Man kann diese sozialen Notstände mildern. Aber keine Sozialisierung kann die Erde in ein Paradies zurückverwandeln. Denn der Fluch liegt in der Gebundenheit des Menschen an den Boden, dem er im Schweiß seines Angesichts seinen Unterhalt abringen muß.

Der zweite Fluch ist der Fluch, der über das Weib ausgesprochen wurde, der Fluch, der im Verhältnis der Geschlechter enthalten ist: Es wird dich nach dem Manne verlangen und doch, wenn dein Verlangen gestillt wird, so wird der Mann über dich herrschen. Du wirst also nicht mehr dein eigener Herr sein, wirst in Abhängigkeit geraten, und nur unter Wehen wirst du Kinder gebären. Damit ist die tiefe Not ausgedrückt, die im Verhältnis der Geschlechter liegt. Es ist der Widerstreit zwischen dem brennenden Verlangen nach dem anderen Geschlecht und der sklavischen Abhängigkeit, die uns droht, wenn wir diesem Verlangen nachgeben. Es ist die Dissonanz zwischen dem Zauber der Liebe zwischen Mann und Weib, diesem Heiligsten, das der Schöpfer in uns hineingelegt hat, und dem Dämon der Leidenschaft, der entfesselt ist, wenn diese Liebe in uns erwacht, der uns die Herrschaft über uns selber zu rauben, den Geist zu lähmen und den Willen zu entnerven droht. Auch dieser zweite Fluch, der nach der Bibel bei der Austreibung

aus dem Paradies auf unser Dasein gelegt wurde, ist wie eine Lawine, die durch die Jahrtausende der Menschengeschichte rollt und im Rollen immer furchtbarer anschwillt. Er wirkt in allen Verheerungen, die das geschlechtliche Leben unter den Menschen angerichtet hat, in der Prostiution, in Tausenden von unglücklichen Ehen. Er wirkt in den Enttäuschungen, die oft gerade die edelsten Frauen in der Ehe erleben. Die Menschen haben alles getan, um die Wirkungen dieses Fluches einzudämmen; sie haben immer neue Reformen versucht, aber den ungelösten Widerstreit, der im Kampf der Geschlechter liegt, kann man nie ganz besiegen. Jeder Mensch, der zur geschlechtlichen Reife erwacht, muß aufs neue mit diesem Widerstreit ringen. Er kann nicht aus eigener Kraft darüber Herr werden. Er geht entweder daran zugrunde, oder er findet gerade in dieser Not Gott, der ihn über den Abgrund trägt.

Der dritte Fluch, der auf uns gelegt wird, ist der schwerste. Es ist der Fluch des Todes und der Vergänglichkeit. Im Schweiße deines Angesichtes wirst du dein Brot essen, bis du wieder zur Erde werdest, davon du genommen bist. Denn du bist Erde und sollst zu Erde werden.

Was haben die Menschen getan, um diesen Bann des Todes zu brechen! Was haben Medizin und Hygiene für Dämme gebaut gegen die Fluten des Todes, die unser Leben von allen Seiten umbranden! Und was haben Weltweise über das Leben nach dem Tode gegrübelt und Gedanken darüber ausgesonnen, um uns das Sterben zu erleichtern! Dennoch bleibt es wahr, was die Schrift im Hebräerbrief sagt, daß wir Menschen durch die Furcht des Todes im ganzen Leben Knechte geworden sind. Der Tod ist die bittere Hefe auf dem Grund jedes Freudenbechers. Unser Leben ist wirklich so, wie es dargestellt ist in dem morgenländischen Märchen von dem Reisenden, der sich aus Angst vor einem Raubtier in einen wasserlosen Brunnen stürzt. Da sieht er auf dem Grunde des Brunnens einen Drachen, der ihn verschlingen will. Es ist der Drache des Todes. Er ergreift die Zweige eines Strauches, der in einer

Felsspalte des Brunnens wächst und hält sich daran fest. Aber da sieht er, wie zwei Mäuse, eine weiße und eine schwarze, den Stamm des Strauches benagen. Nur noch kurze Zeit, dann muß der Strauch sich losreißen und er in den Rachen des Ungeheuers stürzen. Dennoch leckt er gierig ein paar Honigtropfen, die an den Blättern des Strauches hängen. So gleicht, seit der Tod in der Welt ist, auch das Süßeste, was das Leben bietet, einem Honigtropfen, an dem wir uns gierig mit verschmachtender Zunge laben, während Tag und Nacht die Mäuse an den Wurzeln unseres Lebens nagen und der Tod schon unten wartet, um uns zu verschlingen.

Fassen wir das Gesagte noch einmal zusammen, so sehen wir: Der dreifache Fluch, der in der biblischen Erzählung bei der Austreibung aus dem Paradies ausgesprochen ist, umspannt die ganze Not unseres menschlichen Daseins. Es ist der Fluch unserer Abhängigkeit vom Boden, in welchem alles soziale Elend wurzelt, der Fluch, der im Verhältnis der Geschlechter liegt, und der sich in allen Entartungen des Geschlechtslebens auswirkt, und der Fluch des Todes, der auf das Ganze den Schatten der Vergänglichkeit legt.

Wenn in der Bibel nur dieser dreifache Fluch ausgesprochen wäre und weiter nichts, dann könnten viele von den heutigen Menschen der Bibel recht geben. Denn etwas von dem Weltleid, das auf der Erde lastet, fühlt heute jeder. Bis zu diesem Punkt könnten viele mit der Bibel übereinstimmen. Aber nun scheiden sich die Geister, wenn man fragt: Warum ist dieser Fluch über die Welt gekommen? Wenn man diese Frage stellt, so gebrauchen die heutigen Menschen ein vornehmes geheimnisvolles Fremdwort, das man jetzt vielfach in Büchern über den Krieg und in Zeitungsartikeln lesen kann. Sie sagen: Das ist nun einmal die „Tragik" des Menschenlebens, das ist der „tragische" Konflikt. Mit anderen Worten: Das ist nun einmal unser unabwendbares Menschenschicksal, unser trauriges unvermeidliches Menschenlos, und es bleibt nichts anderes übrig, als es auf sich zu nehmen, wie der Held in einem Trauerspiel, der alle seine

Glücksmöglichkeiten zerschellen sieht, aber dennoch seine Tränen verbeißt und dem vernichtenden Schicksal stolz entgegengeht.

Diese Lösung schmeichelt unserem Stolz. Dennoch können wir uns nie ganz dabei beruhigen. Denn wir bringen es einfach nicht fertig, den Kampf gegen die Menschen, die uns den Platz an der Sonne streitig machen, nur als ein Unglück anzusehen, als ein unseliges Zusammentreffen, an dem niemand schuld ist. Dazu erregt uns dieser Kampf viel zu tief. Er rührt ja unser Inneres auf. Ich habe während des Krieges längere Zeit im neutralen Ausland zu tun gehabt, und da bin ich bei den neutralen Zuschauern des furchtbaren Weltgeschehens immer wieder dem Gedanken begegnet: An diesem Kriege ist eigentlich niemand schuld. Es handelt sich um ein unglückseliges Zusammentreffen. England mußte seine Weltmachtstellung verteidigen, Deutschland stand ihm unglücklicherweise dabei im Wege; Deutschlands wachsender Handel und Einfluß im Orient bedrohte die empfindlichste Stelle des britischen Reiches, den Suezkanal, diesen Nerv, der, wie Bismarck sagte, Gehirn und Rückenmark des englischen Weltreiches miteinander verbindet. So mußten die beiden Mächte zusammenstoßen, wie zwei Bahnzüge im Nebel aufeinanderstoßen müssen unter furchtbaren Verlusten an Menschenleben, wenn sie infolge einer unglücklichen Weichenstellung auf demselben Geleise einander entgegenfahren.

Warum können wir, die den Krieg selbst miterlebt haben, uns bei dieser Lösung der Neutralen nicht beruhigen? Warum kann bei allen denen, die selbst gekämpft und geblutet haben, sowohl auf seiten der Entente als bei uns, die Frage nicht verstummen: Wer war schuld daran? Warum sucht man auf beiden Seiten immerfort nach einem Sündenbock, dem man die Schuldenlast aufladen und den man dann in die Wüste jagen könnte? Es geht uns hier genau so, wie bei den Händeln, die uns unser Privatleben vergiften, wenn uns ein Mensch aus unserer Stellung oder aus unserem Geschäft herausdrängen und an die Wand drücken will. Wir können uns nicht dabei beruhigen, daß wir sagen: Das ist eben ein unglückliches Zu-

sammentreffen, daß wir beide da sind, und beide dasselbe wollen, so daß immer einer dem anderen Brot und Kundschaft wegnimmt und ihm das Leben verbittert. Nein, wir sagen: Das ist unrecht; das sollte nicht sein; da liegt eine Schuld vor; irgend jemand muß an dem ganzen Unglück schuld sein. Aber wer ist schuld daran? Wer ist schuld, daß es zu dem ganzen Zusammenstoß kommen mußte, daß ein Volk dem andern die Entwicklung hemmt, daß ein Mensch dem anderen das Leben zerstört, daß in der ganzen Welt ein Leben immer ein anderes Leben stört, hindert, tötet? Wer ist schuld daran, daß dieser Riß durch die Schöpfung geht? Wer hat die Weiche falsch gestellt, daß die Bahnzüge aufeinander stoßen müssen? Wenn diese Frage einmal erwacht ist, und sie ist durch den Weltkrieg fast in der ganzen Menschenwelt neu erwacht, kann sie nicht mehr zur Ruhe kommen. Wir können uns nicht mehr begnügen mit dem Wort von der Tragik des Menschenlebens, von dem unseligen Verhängnis. Wir wollen den tieferen Grund dieses Verhängnisses wissen. Wir müssen eine Antwort auf die Schuldfrage haben. Diese Antwort ist aber nicht so leicht zu finden, wie es auf den ersten Blick aussieht. Wenn zwei Menschen dauernd nicht miteinander auskommen, wenn es bei jedem Zusammentreffen einen Zusammenstoß, eine unglückliche Reibung gibt, so wird natürlich jeder von beiden die Schuld bei dem andern suchen. Ein unparteiischer Beobachter aber wird meistens finden: Man kann nicht sagen, der eine sei schuld, oder der andere sei schuld. Der Grund der fortwährenden Reibung liegt vielmehr in einem tiefliegenden gegenseitigen Mißverhältnis zwischen beiden. Sie verhalten sich zueinander wie zwei Töne, von denen jeder, wenn er für sich auf dem Klavier angeschlagen wird, ganz rein klingen kann, die aber, wenn sie zusammen angeschlagen werden, einen Mißton geben. Wer ist schuld an diesem Mißklang, in dem alle unüberwindlichen Antipathieen zwischen Menschen und Völkern ihren tiefsten Grund haben? Hier stehen wir vor einem Rätsel.

Nur wenn uns die Not dieses Rätsels beschwert, können wir die schwerste unter den biblischen Wahrheiten fassen, die

Wahrheit vom Urfall und von der Erbschuld. Die Frage, wer am Weltleid schuld ist, könnte überhaupt nicht gelöst werden, wenn die Menschheit ein Haufen von Einzelwesen wäre, die ganz unabhängig voneinander existieren. Wenn jede Menschenseele ein einsamer Stern wäre, der ohne Zusammenhang mit den anderen im Weltall seine Bahn zieht. Wenn dann Zusammenstöße zwischen diesen einsamen Sternen vorkämen, wenn sich ihre Bahnen kreuzten, dann könnte man keinen dieser Sterne dafür verantwortlich machen. Es wäre eben ein Unglück geschehen, an dem niemand schuld wäre.

Nach der Schrift und nach der Erfahrung stehen wir Menschen aber nicht unabhängig voneinander im Leben. Wir hängen zusammen, schon körperlich betrachtet. Wir sind wie Blüten an einem großen weitverzweigten Baum, der aus einer Wurzel herausgewachsen ist. Aber auch die Menschen*seelen* hängen zusammen, die Willensrichtungen der Menschen. Oberflächlich gesehen hat jeder von uns nur seinen eigenen Willen und steht seinen Mitmenschen ganz unabhängig gegenüber. Aber es ist wie bei den Pilzen auf dem Waldboden. Diese scheinen auch, wenn man nur auf die Oberfläche sieht, ganz unabhängig voneinander aus dem Boden zu schießen. Sobald man aber ihren Wurzeln nachgeht und sie bloßlegt, merkt man: Sie hängen unter dem Boden zusammen durch ein unsichtbares fein verästeltes Faserwerk; sie sind wie Früchte eines weitverzweigten unterirdischen Baumes. Zuletzt laufen alle ihre Fäden in einer gemeinsamen Wurzel zusammen. So hängen auch wir Menschen nicht bloß körperlich, sondern auch seelisch durch tausend geheimnisvolle unterirdische Fäden miteinander zusammen. Eine Neigung zu revolutionären Umtrieben z. B., die bei einem Menschen der jetzigen Generation anläßlich der Staatsumwälzung hervorbricht, ist vielleicht, wenn man seiner Familiengeschichte näher nachgeht, in anderer Form schon bei seinem Urgroßvater dagewesen. Der Hang zum Trunk, zum Diebstahl, zum Jähzorn geht durch ganze Geschlechter. Mancher Deutsche hat es in diesen Tagen versucht, sich innerlich von seinem unglücklichen

Volk loszureißen. Aber es gelingt ihm nicht. Sein Wille ist viel zu tief im Willen des ganzen Volkes verankert und festgewurzelt. Es würde etwas in ihm sterben, wenn er den Zusammenhang mit seinem Volk aufgeben wollte.

Aber unser Wollen ist nicht nur durch tausend unsichtbare Bande mit dem verwachsen, was unsere Väter, unser Geschlecht, unser Volk von altersher gewollt haben; unser Wille hängt durch ein unsichtbares Band mit dem Willen der ganzen Menschheit zusammen, an deren weitverzweigtem Baum wir als Früchte hängen. Ja wir stehen innerlich mit der ganzen Welt des Lebens in einem schöpferischen Zusammenhang. Wenn aber dieser unsichtbare Zusammenhang besteht, dann kann eine Veränderung, die mit der Wurzel des Menschheitsbaumes vor sich gegangen ist, den ganzen Baum bis in alle seine Verzweigungen hinein verändern, wie ein Tropfen Gift, der in das Herzblut eines Körpers gekommen ist, den ganzen Körper durchdringt und bis in alle Adern und Blutgefäße hinein infiziert.

Von hier aus können wir den inhaltsschweren Satz fassen, der im fünften Kapitel des Römerbriefes steht: Durch e i n e n Menschen ist die Sünde gekommen in die Welt und der Tod durch die Sünde, und ist also der Tod zu allen Menschen durchgedrungen, dieweil sie alle gesündigt haben. Am Anfang des Menschendaseins ist also ein Urfall geschehen. Da hat sich der Wille der ganzen Menschheit von Gott losgerissen. Und dieser Urfall hat, weil alle Menschen innerlich miteinander zusammenhängen, die ganze Menschheit mit in die Tiefe gezogen. Es gibt ein Gemälde von Rubens: Der Sturz der Verdammten. Oben der leuchtende Weltrichterthron, unten die Nacht der Hölle, und dann eine wirre Masse von Menschenleibern, die durch einen einzigen Stoß von Gott weg ins Fallen gekommen sind und dann in allen Haltungen und Stellungen einander umklammernd, haltend, umschlingend, in die Tiefe stürzen. Es ist wie ein Wassersturz, in dem Tausende von Tropfen sich zu einer einzigen stürzenden Masse vereinigen. So hat sich der Menschheitswille, in dem wir alle wurzeln, in dem wir alle durch

tausend Fäden zusammenhängen, einmal losgerissen von Gott und damit seinen ewigen Halt verloren. Und wir alle stürzen als Teile der fallenden Masse mit hinunter in die Tiefe. Schon bei unserer Geburt, beim ersten Erwachen unseres Bewußtseins, finden wir uns vor als Teile eines von Gott losgelösten Gesamtwillens. David sagt im Bußpsalm 51: „Siehe ich bin in sündlichem Wesen geboren und meine Mutter hat mich in Sünden empfangen." Und das war es auch, was Luther im Kloster zur Verzweiflung trieb. Er fand einen Hang in sich, den er nicht ausrotten konnte, und der schon beim allerersten Erwachen des Bewußtseins da war. Was war das für ein Hang? Wir können nicht anders, sagt Luther, als uns selber suchen und uns selber lieben. Wir mögen machen, was wir wollen, selbst wenn wir unser Leben opfern für unsere Brüder, wenn wir unser ganzes Vermögen hergeben für einen guten Zweck und dabei gar nicht genannt sein wollen, immer schleicht sich der Gedanke in unsere Seele: Wie edel war das doch von mir, wie hoch stehe ich doch über meinen Mitmenschen! Immer halten wir uns den Spiegel vor, und diese feine Selbstbespiegelung vergiftet auch die schönste Tat und nimmt ihr ihren Duft. Darum kann nach Luther nur dann etwas Gutes durch uns geschehen, wenn wir überhaupt nicht selber handeln, sondern unser Leben von Gott geleitet und geformt wird, wie weicher Ton vom Töpfer, so daß wir uns selbst gar nicht bewußt sind, was wir tun, sondern uns völlig vergessen. Sobald wir überhaupt wissen, was wir tun, halten wir uns auch wieder den Spiegel vor, und es schleicht sich die pharisäische Eigenliebe ein.

Wenn aber die Selbstliebe nicht auszurotten ist, dann sind damit alle jene Regungen da, die den Mißton in die ganze Welt und in die ganze Natur hineintragen. Der heimliche Neid, wenn der andere glänzt, die Schadenfreude, wenn er Unglück hat, die Wut gegen ihn, wenn er uns im Wege steht, mehr verdient, schneller Karriere macht, die heiße sündhafte Gier, mit der wir genießen, wenn es uns einal gelingt, einen Schluck aus dem Becher der Freude zu nehmen.

Aber ist das nicht eine furchtbare Übertreibung? Waren wir nicht alle wenigstens als Kinder voll Unschuld und Güte und sind schlimmstenfalls später verdorben worden? Die Menschen, die es streng mit ihrem Leben genommen haben, waren anderer Meinung. Sie fanden, schon im kleinsten Kind sei die Regung da, die als ein Mißklang in allen Formen durch die Menschenwelt geht, die Eigenliebe und der Zorn gegen die Mitbewerber, mit denen wir uns in die Güter des Lebens teilen sollen. Augustin sagt in seinen Bekenntnissen: „Ich beobachtete ein kleines Kind, das noch an der Mutterbrust lag. Noch konnte es nicht sprechen, und doch sah es bleich, mit feindseligem Blick auf seinen Milchbruder. Ist das etwa Unschuld, an der Quelle, die reichlich strömt, den Bruder nicht zu dulden, der doch auch nur durch dieses eine Nahrungsmittel sein Leben fristen kann?" Wir alle kennen die naive Selbstsucht des kleinen Kindes, das eigensinnig strampelt, wenn man ihm nicht sogleich den Willen tut.

Wir haben also einen Hang in uns, der schon mit dem Erwachen des Bewußtseins da ist, und der unsern Willen immer in einer bestimmten Richtung zieht. Alle Gegenstände auf der Erde, die man in die Höhe hebt, werden ja durch das Gesetz der Schwere immer wieder nach dem Erdmittelpunkt gezogen. So liegt auch in unserem Wollen ein Gesetz der Schwere. Es wird immer zu unserem kleinen Ich und seinen Interessen hinunter gezogen. Wohl können wir uns einmal aufschwingen auf Flügeln der Begeisterung, wie im Herbst 1914. Aber bald macht sich der Erdmagnetismus wieder bemerkbar. Wir suchen uns dabei insgeheim doch wieder selbst und möchten selbst etwas von den Opfern haben, die wir bringen, irgendeinen Profit, einen Orden, eine Bezahlung. Unser Wollen kann sich nun einmal nicht losmachen von dieser Erdschwere, die es niederzieht. Das ist nicht eine Krankheit, die von außen über uns gekommen ist. Nein, es liegt im Innersten unseres Lebens, wir haben unseren Lebensmittelpunkt verloren, unsern Zusammenhang mit Gott und sind Teile einer stürzenden Masse geworden.

Was muß das für ein Fall gewesen sein, wenn er einen

solchen Fluch über uns brachte, wie wir ihn im Weltkrieg in seiner furchtbaren Auswirkung sahen! Wie hoch müssen wir gestanden haben, wenn wir so tief stürzen konnten! Je höher der Gipfel ist, desto tiefer ist der Abgrund, in dem man von diesem Gipfel aus hinunterfällt.

Wir sehen das heute noch an Menschen, die Jahre lang ein Gebetsleben geführt haben, und nun mit einemmal, vielleicht infolge eines Schicksalsschlags, den Zusammenhang mit Gott verlieren. Solchen Menschen geht plötzlich jeder innere Halt verloren, und sie stürzen in eine bodenlose Tiefe. Ihr innerer Mensch liegt zerschlagen am Boden.

Das ist ein Vergleich, der uns von ferne ahnen läßt, was in der Bibel vom Urfall des Menschen gesagt ist. Nach der Bibel stand der Mensch als Haupt der Schöpfung auf einer himmlischen Höhe, nicht weil er selbst ein Übermensch gewesen wäre; nein, nur weil er in einem einzigartigen Verhältnis zu Gott stand. Er lebte in der Gemeinschaft mit Gott wie ein neugeborenes Kind, das von der Mutter genährt wird. Sein Geist war ein Hauch aus Gott. Sein Wollen und Denken war ein Atmen in Gott. Gott war der Mittelpunkt seines Lebens. Nur darum war sein Leben unberührt von Qual und Tod. Dieses reine Kindesverhältnis tritt noch in der Antwort hervor, die das Weib der Schlange gibt. „Wir essen von den Früchten der Bäume im Garten, aber von den Früchten des Baumes mitten im Garten hat Gott gesagt: „Esset nicht davon, rührt sie auch nicht an, daß ihr nicht sterbet." Das Weib ist noch gar nicht auf den Gedanken gekommen, daß man von Gott abweichen könnte, so wenig ein Kind in den ersten Lebensjahren auf den Gedanken kommt, dem Wort der Mutter zu mißtrauen. Die Erzählung der Bibel vom Sündenfall ist eine bildliche Einkleidung der Tatsache, daß der Mensch seinen ewigen Lebensmittelpunkt verlor. Die Schrift sagt uns über dieses furchtbare Ereignis nicht mehr, als wir ertragen können. Sie schweigt darüber, woher die Macht der Finsternis kam, die den Menschen von Gott losriß. Und sie hüllt auch das, was sie uns über den

Einbruch der finsteren Macht in die Schöpfung Gottes sagen kann, in die Form einer Erzählung, die unserem Vorstellungsvermögen angepaßt ist und sich darum unserer Phantasie unauslöschlich einprägt. Es ist die anschauliche Geschichte von der Schlange, dem schleichenden, unheimlichen Tier, das den Menschen durch seine listige Rede verführt. Zur Strafe dafür wird die Schlange dazu verurteilt, daß sie auf dem Bauche kriechen und Erde fressen soll ihr Leben lang. Dieser Zug der Erzählung zeigt deutlich, daß wir es mit einer bildlichen Einkleidung zu tun haben, die der Tiersage der alten Völker entnommen ist. Denn es wäre eine merkwürdige Ungerechtigkeit, wenn die Schlangen aller Gattungen und Arten deshalb auf dem Bauche kriechen müßten, weil einst ein Exemplar einer Schlangenart sich von der satanischen Macht als Werkzeug gebrauchen ließ.

Aber lassen wir die Einkleidung beiseite und lassen wir den Kern der Erzählung auf uns wirken, so können wir diese Geschichte nicht ohne innere Erschütterung lesen. Wir erkennen darin Zug für Zug das wieder, was uns bei jedem tiefen Fall zustößt, den wir in unserem Leben getan haben. Wie nach der Naturwissenschaft jedes Einzelwesen schon vor seiner Geburt im Mutterleibe die Geschichte des Stammes wiederholt, so wiederholt jede Sünde diesen Urfall des Menschengeschlechts. Drei Momente werden geschildert. Der erste Augenblick, der Anfang des Falls, ist der Zweifel an Gott, das Mißtrauen, das von außen in die kindliche Seele hineingeworfen wird wie ein Feuerfunke, der einen Brand entfacht. „Sollte Gott gesagt haben? ..." Der Kinderglaube wird aus dem Herzen gerissen. Das ist gleichsam der Stoß, den die Seele durch die satanische Macht erhält, daß sie Gott einen Augenblick losläßt und sich aus seiner Umarmung löst. Dann kommt der zweite Augenblick, der Todessturz, der Taumel und Rausch, der den Menschen in dem Augenblick erfaßt, da er Gott losgelassen hat. „Gott weiß", sagt die Verführerin, „welches Tages ihr davon esset, werden eure Augen aufgetan, und werdet sein, wie Gott, und wissen, was Gut und Böse ist." Der Mensch wird bei seiner höchsten Fähigkeit ge-

packt, die er vor allen Tieren voraus hat, der leidenschaftlichen Begierde, die ganze Wirklichkeit zu erfassen. Die Verführerin erzählt von einem Nachtgebiet jenseits von Gott, in das es sehr interessant wäre, hineinzuschauen. Der Mensch kennt bis jetzt nur die Lichtseite der Welt, er soll auch die Nachtseite kennen lernen und wissen, was Gut und Böse ist, dann wird ein Rausch der Allwissenheit über ihn kommen; er wird sein wie Gott, alles umspannend, jenseits von Gut und Böse. Das schlägt durch, das ist ein unwiderstehlicher Reiz. „Das Weib schaute an, daß vom Baume gut zu essen wäre, das es ein lustiger Baum wäre, weil er klug machte, und sie nahm von der Frucht". Und dann kommt der letzte Augenblick, die furchtbare Ernüchterung, der Moment, da der Abgestürzte unten anlangt und zerschlagen am Boden liegt. „Da wurden ihrer beider Augen aufgetan und wurden gewahr, daß sie nackt waren und flochten Feigenblätter. . . . Adam versteckte sich mit seinem Weibe vor dem Angesicht Gottes, und Gott rief: Adam, wo bist du? und er sprach: Ich fürchtete mich, denn ich bin nackt, darum versteckte ich mich."

Also das Ende des Rausches ist die brennende Scham. Der Mensch sieht sich selbst in seiner nackten Erbärmlichkeit. Er kann Gott nicht mehr ins Auge sehen. Er kann die Gegenwart Gottes nicht mehr aushalten, und doch kann er ihr auch nicht entgehen.

Von jeher war diese Erzählung vom Urfall des Menschen, in den das ganze Menschengeschlecht hineingezogen worden ist, der eigentliche Anstoß für alle Menschen, die den Christenglauben ablehnen. Die Geschichte vom Urfall, sagt man, ist eine Lästerung des Menschen. Goethe sagt: „Was mich von der Brüdergemeinde sowie von anderen werten Christenseelen absonderte, war die Behauptung, daß die menschliche Natur durch den Sündenfall derart verdorben sei, daß der Mensch auf seine eigene Kraft zu verzichten und alles von der Gnade und ihrer Einwirkung zu erwarten habe." Das verletzt den Menschenstolz, das zerstört die Würde des Menschen. Deshalb ziehen auch die, die tief unter dem Fluch unseres Daseins leiden, doch immer die andere

Auffassung vor: Wir Menschen sind nicht schuld an unserem Elend, wir sind tragische Helden, die einem unseligen Schicksal erliegen. So, meint man, steht der Mensch doch größer da. Dieses tragische Schicksal entspricht seiner Menschenwürde.

Aber ist das wirklich so? Ist das Größe, stolz einem unabwendbaren Schicksal zu erliegen? Hier tut sich der tiefe Gegensatz auf zwischen christlicher und nichtchristlicher Anschauung von Menschengröße und Menschenwürde. Wir Christen sagen: „Nein, das ist nicht wahre Menschengröße, wenn wir im Strudel eines unseligen Schicksals, wie Theaterhelden, in großer Pose untersinken. Wir Menschen stehen viel höher, wenn wir den ganzen Fluch unseres Daseins als unsere Schuld auf die eigenen Schultern nehmen. Denken wir etwa an einen armen Menschen, der durch Elend und schlechte Kameraden in Trunksucht hineingekommen ist, und dem wir versuchen herauszuhelfen. Er wird auch zuerst die Schuld auf die Verhältnisse schieben, auf erbliche Belastung vom Vater her, angeborene Nervenschwäche, Erwerbslosigkeit. Er wird vielleicht sagen: Mein Leben ist eine Tragödie; schon mein Vater hat getrunken, so bin ich schon erblich belastet auf die Welt gekommen, dazu kam der Krieg mit allen seinen Folgen; mir ist nicht zu helfen, ich kann nur stolz zugrundegehn. So lange er so redet, ist ihm auch nicht zu helfen. Er beugt sich hoffnungslos unter das Schicksal. Aber dann kommt vielleicht ein großer Tag, da richtet er sich auf und sagt: Nein, das waren alles faule Entschuldigungen, ich bin selbst an allem schuld, ich habe mich nicht zusammengenommen, ich hätte mich diesen Einflüssen nicht hingeben dürfen. In diesem Augenblick ist der Bann des Schicksals gebrochen. Jetzt ist Hoffnung da. Dem Manne kann geholfen werden. Das ist die große Wendung in seinem Leben. In diesem Augenblick ist er wahrhaft groß vor Gott. Weit größer als vorher, da er als tragischer Held untergehen wollte. Der ganze Himmel jubelt über einen Sünder, der Buße tut. Genau so steht es mit dem ganzen Menschengeschlecht. Solange wir uns als tragische Helden vorkommen, erdrückt von einem über-

mächtigen Schicksal, ist unsere Lage hoffnungslos. In dem Augenblick aber, da wir uns beugen und sagen: Nein, es war keine Notwendigkeit, kein unentrinnbares Naturgesetz, wir sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhmes, den wir vor Gott haben sollen, in diesem Augenblick haben wir die Last unseres Schicksals auf unsere eigenen Schultern genommen. Da reckt sich das Göttliche in uns in die Höhe, der Rest des göttlichen Ebenbildes bricht durch. Wir fühlen den Zusammenhang mit Gott, der nie zerstört werden konnte. Das ist die große Wendung. Nun ist wieder Hoffnung da für unser Geschlecht. Denn nun erwacht der Glaube, der sagt: Wir sind nicht das Opfer eines Verhängnisses, wir sind gefallene Größen, wir sind verlorene Söhne, die das Vaterhaus verlassen haben, wo wir es hätten so gut haben können. Wir haben den Vater verlassen, aber der Vater hat uns nicht verlassen. Wir sind von Gott abgefallen, aber wir sind nicht herausgefallen aus Gottes Machtbereich. Gott ist auch noch einer verfluchten Welt jeden Augenblick mächtig. Er läßt den Fluch der Erbschuld sich auswirken wie einen verheerenden Brand. Er erspart uns nichts. Er hält die furchtbare Lawine nicht auf, die durch die Geschichte rollt. Er läßt sie ihre verheerende Wirkung tun. Das erfahren wir jetzt. Das gehört zu dem Geheimnis der göttlichen Weltleitung. Wenn Gott die Sünde nicht zur Auswirkung kommen ließe, so würden wir nicht zu der Erkenntnis kommen, daß wir gesündigt haben. Wir würden nie zu uns selber kommen.

Aber der Fluch wird zum Segen. Die Menschen gedachten es böse zu machen, Gott aber gedachte es gut zu machen. Das Elend des verlorenen Sohnes und seine Vereinsamung ist das Mittel, das ihm den Weg ins Vaterhaus bahnt. Je tiefer der Fall ist, desto herrlicher das Rettungswerk.

So gilt noch heute, was Paulus am Schluß seiner Betrachtung über die Wege Gottes mit der Völkerwelt Römer 11 über die Geschichte der Menschheit schrieb: „O welch eine Tiefe des Reichtums, beide der Weisheit und Erkenntnis Gottes! Gott hat alle beschlossen unter den Unglauben, auf daß er sich aller erbarme."

3. Das Wort vom Kreuz.

Nie hat das tragische Schicksal schwerer, als heute, auf der Menschheit gelastet, daß Menschen und Völker schon durch ihr bloßes Dasein einander im Wege stehen und um Licht und Luft, um Siedlungsland und Absatzgebiete miteinander ringen müssen. Woher kommt diese tragische Notwendigkeit? Bei der Beantwortung dieser Frage tut sich ein Abgrund auf zwischen zwei entgegengesetzten Lebensrichtungen. Die einen sagen: Das Weltleid, der Groll und Haß, mit dem die Menschen einander gegenseitig verfolgen, hat seine Wurzel nicht im Herzen des Menschen, sondern in den Verhältnissen. Wir Menschen sind von Natur gut und selbstlos. Wenn wir einander quälen, so hat das seinen Grund in einem unglückseligen Zusammentreffen unserer Interessen, an dem wir selbst ganz unschuldig sind. Es ist etwa so, wie wenn sich zufällig bei einem Regenguß 40 Menschen gleichzeitig auf einen Wagen der elektrischen Bahn stürzen. Da müssen natürlich einige zurückgestoßen werden, und es kann vorkommen, daß Menschen, die sonst ganz liebenswürdig sind, von ihren Ellenbogen Gebrauch machen. Die anderen sagen: Nein, das Weltleid läßt sich nicht aus den Verhältnissen erklären. Der Grund liegt tiefer. Aus dem Herzen kommen die argen Gedanken. Im Menschen ist ein unseliger Hang, sich selbst zu suchen und immer nur an sich zu denken. Der Bruderkrieg zwischen Mensch und Mensch, zwischen Volk und Volk kommt von einem Urfall, in welchem sich die Menschheit innerlich von Gott losgerissen hat.

Das sind die beiden Standpunkte, die wir schon im Bisherigen immer miteinander ringen sahen. Unsere ganze Lebensanschauung hängt davon ab, auf welchen von diesen beiden Standpunkten wir uns stellen. Das wird sich zeigen, wenn wir nunmehr

die letzten Konsequenzen aus beiden Standpunkten ziehen und die Frage stellen: Gibt es eine Erlösung aus dem Weltleid?

Wenn der erste Standpunkt recht hat, dann läßt sich die Frage nach der Erlösung auf eine sehr einfache Weise beantworten. Wenn das Schlechte nicht in uns liegt, sondern sich uns nur von außen anhängt, wie Straßenschmutz beim Wandern, dann müssen wir die Kraft haben, uns von diesem Schmutz wieder zu reinigen und unser reines Urbild wiederherzustellen. Der Kampf ums Dasein, soziale Mißverhältnisse, Hunger und Not mögen den edlen Kern in uns mit einer Kruste von Brutalität, Klassenhaß, Roheit und Grausamkeit überzogen haben. Aber der Kern unseres Wesens, unsere angeborene Selbstlosigkeit und Güte, ist unzerstört geblieben. Wir brauchen darum nur den Schmutz abzuwaschen, der sich uns von außen angehängt hat. Dann ist das reine Urbild unseres Wesens wieder da. Jeder kann sich selbst erlösen. Er braucht dazu keine fremde Hilfe. So gleicht die Menschheit einer Schar von Pilgern, die unabhängig voneinander auf vielen staubigen Wanderwegen demselben Gipfel zustreben. Dieses gemeinsame Wanderziel ist ein Weltzustand, in dem es keinen Haß zwischen Menschen und Völkern mehr gibt, in dem die angeborene Güte, die jeder Mensch in sich trägt, sich auch in der ganzen äußeren Gestaltung des Lebens darstellt. Die ganze Lebewelt ist schon bisher in einer herrlichen Aufwärtsentwicklung begriffen. Welch ein Unterschied besteht z. B. zwischen einem Infusionstierchen, das nur wenige Stunden sich am Leben zu erhalten vermag, und einem Säugetier, dessen Ernährung und Behaarung allen Bedürfnissen der Lebenserhaltung angepaßt ist! Sollte da nicht der Mensch, dieses höchste Lebewesen, imstande sein, vollends die letzte Unvollkommenheit der Lebensverhältnisse zu überwinden, den tragischen Mißstand, daß ein Mensch dem anderen Licht und Luft wegnimmt! Es muß möglich sein, einen Zustand herbeizuführen, in welchem die einzelnen Menschen und Menschengruppen sich gegenseitig nicht mehr hindern, sondern fördern. Es muß ein ewiger Friede kommen, in welchem der Konkurrenz-

kampf in jeder Form aufgehört hat und die Völker in freiem industriellem Zusammenwirken ihre Erzeugnisse austauschen. Wir brauchen nur die äußeren Verhältnisse umzugestalten, dann wird die angeborene Güte aller Menschen ungehemmt hervortreten.

Diese optimistische Anschauung vom Menschen steht z. B. hinter den Proklamationen, die Wilson während des Krieges erlassen hat und die auf uns Deutsche wie lockende Friedensschalmeien gewirkt haben. „Wir stehen im Beginn eines Zeitalters," erklärte Wilson April 1917, „in dem man darauf bestehen wird, daß dieselben Richtlinien des Verhaltens unter Nationen eingehalten werden wie unter einzelnen Bürgern zivilisierter Staaten. . . . Der Friede muß gepflanzt werden auf die erprobten Grundlagen der Freiheit aller." Mit anderen Worten: Wir brauchen die Menschen nur von den Fesseln zu befreien, in die sie durch starke Regierungen geschlagen wurden, dann wird die angeborene Güte zutage kommen, die in jedem Menschen liegt. Wir brauchen die Menschen nur vom Druck der Regierungsgewalten zu befreien, die sie in den Haß gegeneinander hineintreiben, dann werden die Menschen, wie von einem Alpdruck befreit, einander in die Arme schließen. Jeder wird mit Freuden so viel von seinem Gelde und Landbesitz hergeben, daß der andere sich neben ihm frei entfalten kann.

Das ist die optimistische Anschauung vom Menschen und seiner Zukunft, die besonders in Amerika verbreitet ist. Ganz anders haben die Männer, die unser deutsches Geistesleben beherrschten, die Männer wie Luther, der alte Fritz, Bismarck über den Menschen gedacht. Nicht die Verhältnisse, auch nicht die starken Regierungen sind nach ihrer Meinung schuld daran, daß die Menschen sich gegenseitig das Leben verbittern. Die Erde würde sich darum auch nicht in ein Paradies verwandeln, wenn die Menschen nur freigelassen wären und ihre innersten Triebe ungehindert entfalten könnten. „Er kennt diese verfluchte Rasse nicht!", sagte der alte Fritz zu einem Menschenfreund, der ihm seine Weltverbesserungspläne entwickelte. Er würde vielleicht dasselbe zu Wilson gesagt haben, wenn er mit ihm zu-

sammengekommen wäre. Das Elend kommt nicht von außen, durch Verfassungsformen und wirtschaftliche Verhältnisse. Nein, es kommt von innen. Wenn man den Menschen frei läßt, meinte Luther, so ist das, wie wenn man einen Stein frei läßt, den man vorher in der Hand gehalten hat. Der losgelassene Stein hat allerdings seine Freiheit. Aber es ist nur eine Freiheit nach unten, keine Freiheit nach oben. Er ist seiner eigenen Schwere überlassen, die ihn hinunterzieht. So sind wir Menschen durch den Urfall frei geworden, aber nur frei nach unten. Der Fall des Menschengeschlechts gleicht einem Bergsturz, bei dem sich hoch oben im Gebirge ein Haufen Geröll loslöst, zu rutschen anfängt und in den Abgrund hinunterstürzt. Jeder Stein geht dabei seinen eigenen Weg, ist scheinbar unabhängig vom andern. Und doch stürzen sie alle zusammen in derselben Richtung.

Wenn dies unsere Lage ist, wie kann uns dann geholfen werden? Wenn wir fallende Steine sind, die ihren Halt verloren haben und nun in die Tiefe stürzen müssen, wie können wir in diesem unseligen Sturz aufgehalten werden? Was kann ein fallender Körper tun, um seinen Fall aufzuhalten? Selbst wenn dieser Körper lebendig ist und verzweifelte Bewegungen macht, um sich einen Ruck nach oben zu geben, es ist vergeblich. Die gefallene Welt, die den Urzusammenhang mit Gott verloren hat, kann also schlechterdings nichts dazu tun, um wieder zu Gott emporgehoben zu werden. Alle Bewegungen, die wir machen, um uns zu Gott emporzuschwingen, emporzuschnellen, emporzureißen, sind Bewegungen, die ein fallender Körper macht, um seinen Fall aufzuhalten. Was haben die Menschen für Anstrengungen gemacht, um von ihrem Ich loszukommen und die Einheit mit Gott wiederzufinden! Die indischen Büßer ließen ihren Leib von der Sonne versengen und hungerten sich langsam aus. Sie wollten loskommen von allem eigenen Begehren, um ganz in Gott zu sein. Die großen Mystiker des Mittelalters strebten durch Fasten und Selbstpeinigung nach einem paradiesischen Zustand der Verzückung, da die Seele außer sich selbst ist und ganz untergeht in Gott. Sie erlebten

auch solche Stunden, da sie glaubten, außer dem Leibe zu sein und unaussprechliche Worte zu hören. Aber immer, wenn sie nach solchen Stunden wieder zu sich selbst kamen, trat, nach ihrem eigenen Geständnis, ein Rückschlag ein; es kam eine innere Öde und Leere über sie, eine Zeit schwerer Anfechtungen. Ihre Seele glich einem Stein, der um so tiefer fällt, je höher man ihn emporgeschleudert hatte. Alle großen Büßer und Mystiker, die mit ihrer ganzen Willenskraft daran arbeiteten, ihre Selbstsucht zu überwinden, entdeckten schließlich, daß ihr selbstsüchtiges Begehren nur dadurch abgetötet werden könnte, daß ihr ganzes Bewußtsein ausgelöscht würde. Sie merkten wohl: Solange noch ein Rest von Bewußtsein in uns ist, ist auch noch dieses Verliebtsein in sich selber da, das wir nicht überwinden können. Solange wir überhaupt noch denken können, schleicht sich auch in das höchste Gotteserlebnis immer noch der Gedanke ein: Wie heilig bin ich doch! Wie hoch stehe ich über meinen Mitmenschen! Wir müßten unser ganzes Bewußtsein ausstreichen, wenn wir diesen Hang nach unten abtöten wollten. Das können wir aber nicht. Denn das Werden und Vergehen unseres Bewußtseins steht nicht in unserer Gewalt.

Es bleibt dabei: Alle Versuche der Menschen, sich durch Selbstpeinigung oder durch den Schwung idealer Begeisterung aus dem gefallenen Zustand wieder zu Gott emporzuschnellen, sind nur krampfhafte Bewegungen, die ein fallender Körper macht, um sich selbst im Fall aufzuhalten. Sie dienen nur dazu, den Sturz zu beschleunigen.

Soll dieser Todessturz aufgehalten werden, sollen wir wieder zu Gott emporgehoben werden, so kann das durch nichts geschehen, was wir selber tun. Es muß uns ohne unser Zutun geschenkt werden. Es muß für uns geschehen. Das ist das erste, was sich aus der Lage ergibt, in der wir Menschen uns von Natur befinden. Dazu kommt aber noch ein zweites. Der Fluch, unter dem wir leiden, ist ja nicht eine Last, die uns nur als Einzelmenschen drückt. Er trifft uns als Teile einer zusammenhängenden Masse. Der Hang nach unten ist eine ge-

meinsame Willensrichtung, die durch das ganze Menschengeschlecht geht. Darum hat auch der Fluch des gegenseitigen Vernichtungskampfes mit allen seinen furchtbaren Folgen das ganze Zusammenleben des Menschengeschlechts durchdrungen. Denn dieser Fluch kommt aus der gemeinsamen Wurzel des Menschheitsbaumes, aus dem tiefsten Grunde unseres Daseins, in dem wir alle durch unsichtbare Beziehungen miteinander zusammenhängen. Wenn uns geholfen werden soll, so muß darum auch die Hilfe bei dieser gemeinsamen Wurzel unseres Daseins einsetzen. Es dürfen nicht bloß einzelne Menschen aus dem sündigen Zusammenhang herausgehoben werden. Die erlösende Tat muß den ganzen Lebenszusammenhang des Menschengeschlechts durchdringen.

Als die Vertreter der kriegführenden Mächte in Versailles den Friedensvertrag unterzeichneten, da war durch diese Unterschrift, die im Spiegelsaal des Schlosses in Versailles vollzogen wurde, die ganze Weltlage grundlegend verändert. Es war zunächst noch ganz gleichgültig, ob alle die Millionen, in deren Leben diese Friedensbedingungen eingreifen sollten, schon wußten, was dieser Akt für sie bedeute, oder ob sie sich dessen noch gar nicht bewußt waren, was vorgegangen war. Tausende von Kindern ahnten noch nichts davon, was in Versailles geschehen war, weil sie noch zu klein waren, um die politische Weltlage zu begreifen. Während sie in der Wiege schliefen oder sorglos im Garten spielten, fiel in jenem fernen Schlosse eine Entscheidung, die vielleicht über ihr Leben entschied.

So muß, wenn uns geholfen werden soll, durch eine Tat die Lage des ganzen Menschengeschlechts verändert werden. Durch ein Ereignis, das den ganzen Lebenszusammenhang der Menschheit durchdringt, muß der Fluch aufgehoben werden, der die Wurzel des ganzen Menschheitsbaumes verdorben hat. Von einer Stelle aus ist der Tod in die Schöpfung eingedrungen. Von einer Stelle aus muß auch das Leben die ganze Schöpfung durchdringen. So faßt Paulus Röm. 5 das ganze Schicksal der Menschheit in einem gewaltigen Satz zusammen. „Derhalben, wie durch einen Menschen die Sünde gekommen ist in die

Welt und der Tod durch die Sünde, und ist also der Tod zu allen Menschen durchgedrungen, dieweil sie alle gesündigt haben . . ., wie es durch einen Fall für alle Menschen zur Verdammnis kommt, so durch eine Rechttat für alle Menschen zum Rechtspruch des Lebens." An einer Stelle wurde also gleichsam ein Funke hineingeworfen, der einen Weltbrand hervorrief, der verheerend um sich griff. Und wieder an einer anderen Stelle brach eine Quelle aus dem Felsen und wurde zu einem Strom, der imstande war, den Brand zu löschen. Diese beiden Tatsachen gehören unzertrennlich zusammen zum Gesamtbild der Menschheitsentwicklung, wie es die Bibel zeichnet. Nur wenn wir die Glut der Flamme gefühlt haben, die jener Funke in uns allen entfacht hat, können wir die Kraft des rettenden Stromes erfahren, der aus der Lebensquelle kommt und durch die ganze Welt geht. Nur wenn uns der Fluchzusammenhang aufgegangen ist, in den wir schon mit unserer Geburt eingetreten sind, können wir auch den Gnadenzusammenhang erfassen, in den wir ebenfalls schon mit unserer Geburt, noch ehe wir etwas davon ahnten, als Kinder eines neuen Bundes hineingestellt worden sind.

Es gibt Augenblicke in unserem Leben, da uns diese tiefsten Zusammenhänge unseres Daseins mit einem Mal greifbar deutlich werden, wie wenn bei einem nächtlichen Gewitter eine dunkle Landschaft durch einen grellen Blitz für ein paar Sekunden hell erleuchtet wird. Es sind die Augenblicke, wie sie manche im Felde erlebt haben, da wir uns plötzlich und unvorbereitet dem sicheren Tod gegenübergestellt sehen, ohne daß uns noch Zeit gelassen wäre, unser Gewissen mit Gott ins Reine zu bringen. In einem solchen Augenblick durchschauen wir mit einemmal mit entsetzlicher Deutlichkeit unsere wahre Lage. Wir kommen uns vor wie Bergleute, die durch ein Grubenunglück tief unter der Erde in einem dunklen Schacht eingeschlossen sind, dessen Ausgänge verschüttet sind, abgeschnitten von der Welt des Lichts und des Lebens. Der enge Schacht ist unser eigenes Ich, das von Gott losgelöst ist, die Selbstliebe, die unser ganzes Leben

befleckt. Die verlorenen Stunden, in denen wir uns selbst gesucht haben, türmen sich um uns auf wie Steinmassen, die alle Ausgänge versperren, die uns abschneiden von Gott, von der Welt des Lichts und des Lebens. Wir können nur verzweifelt an die Wände unseres dunklen Kerkers klopfen und ausrufen: O Gott, sei mir Sünder gnädig! und dann angstvoll horchen, ob vielleicht eine Antwort von der anderen Seite kommt.

Es sind bei den meisten von uns nur seltene Augenblicke gewesen, in denen uns unsere wahre Lage mit einer solchen blitzartigen Deutlichkeit zum Bewußtsein kam. Vorher lebten wir in einem Dämmerzustand dahin, in dem es überhaupt nie zu einer ernsten Selbstbesinnung kam. Und nachher, als die Todesgefahr wieder vorüber war, verwischte sich auch sofort wieder das Bild, das wir in dem furchtbaren Augenblick gesehen hatten. Aber diese seltenen Augenblicke, in denen uns unsere wahre Lage wie durch Blitzlicht erleuchtet vor Augen tritt, sind für das Verständnis der tiefsten Zusammenhänge unseres Daseins wichtiger als Jahrzehnte ruhigen Dahinlebens, wichtiger als alle Gedanken, die wir uns in ruhigen Zeiten über diese Dinge machen können. Nur in diesen seltenen Augenblicken sind wir ganz nüchtern, frei von dem Rausch der Arbeit und des Genusses, der uns im alltäglichen Leben umfängt. Wir machen uns keine Illusionen mehr, sondern sehen die Dinge, wie sie wirklich sind. In diesen nüchternen Augenblicken sehen wir mit trauriger Klarheit: Wir können schlechterdings nichts dazu tun, um die Steinmassen wegzuschaffen, die uns den Weg zu Gott verschüttet haben. Ja wir können nicht einmal begreifen, wie es möglich sein könnte, das Hindernis zu beseitigen, das uns von Gott trennt. Wir können mit unseren Gedanken nicht verstehen, wie der heilige Gott, der Augen hat wie Feuerflammen, sich mit der gefallenen Welt einlassen kann, ohne sie zu zermalmen. Wir sind auf ein reines Geschenk angewiesen. Wenn uns geholfen werden soll, so muß Gott selbst auf eine völlig unbegreifliche Weise die Mauer durchbrochen haben, die uns von ihm scheidet.

Wie ist dieser Durchbruch geschehen, der das Unmögliche

möglich machte? Paulus faßt es in dem einfachen inhaltschweren Satze zusammen: Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit ihm selber. Die christliche Gemeinde hat von altersher eine ganze Reihe von Bildern und Gleichnissen gebraucht, um diese wunderbare Tatsache zu veranschaulichen und erklärlich zu machen. Aber keines dieser Bilder erklärt die Sache ganz.

Das anschaulichste Bild, das man gebrauchte, ist das Bild des Opfers. Das Haupt der Menschheit, der ewige Hohepriester, hat sich selbst als Opfer dargebracht, um Gott zu versöhnen. Jesu Todesgang erinnerte ja an jenen ergreifendsten Augenblick im alttestamentlichen Kultus, da ein schneeweißes Lamm, ein Bild der Reinheit, zur Schlachtbank geführt wurde. Das ist eine tiefsinnige Veranschaulichung dessen, was auf Golgatha geschah. Aber eine Erklärung ist es nicht. Denn auch das größte Opfer, das Gott dargebracht werden kann, kann unser Verhältnis zu Gott nicht verändern. Wir können ja Gott nichts geben. Denn alles, was Gott dargebracht werden könnte, gehört ihm ja immer schon.

Ebenso ist es mit dem zweiten Bild, das Jesus selbst als Gleichnis gebraucht, wenn er sagt: Des Menschen Sohn ist gekommen, daß er diene und gebe sein Leben zu einem Lösegeld für viele. Der Gedanke ist der: Wir Menschen können unsere Schuld nicht bezahlen. Wir sind, wie das im Altertum üblich war, in Schuldsklaverei gekommen. Jesus gibt sein Leben, um die Schuld zu bezahlen und uns loszukaufen. Das ist ein anschauliches Gleichnis, aber keine Erklärung. Denn es ist ja unmöglich, Gott etwas zu bezahlen. Gott hat ja immer schon alles. Er ist ja der Herr über alles. Ihm kann darum nichts bezahlt werden, was nicht vorher schon sein ist.

Ein drittes Gleichnis ist das Bild der Strafe. Die Strafe lag auf ihm, auf daß wir Frieden hätten. Er hat die Höllenstrafen ausgestanden, die wir hätten tragen müssen. Allein auch dieses Bild ist nur eine Veranschaulichung, aber keine Erklärung. Eine Strafe (Geldstrafe, Gefängnisstrafe, Todesstrafe) ist ein Rechtsmittel eines menschlichen Staates, um widerstrebende

Elemente gewaltsam unter das Staatsgesetz zu beugen. Es gehört darum zum Wesen der Strafe, daß sie den Schuldigen trifft und seinen widerspenstigen Willen gewaltsam zur Anerkennung des geltenden Rechts zwingt. Es ist unmöglich, daß ein Unschuldiger die Strafe für den Schuldigen auf sich nimmt. Wenn die Strafe den Unschuldigen trifft, der diese Beugung unter das Gesetz gar nicht nötig hat, weil er schon unter dem Gesetz steht, so ist das für ihn keine Strafe, sondern nur ein Leiden, das er auf sich nimmt. Leiden kann ein Mensch für den anderen. Die Mutter, die am Bett des kranken Kindes wacht, leidet für ihr Kind. Auch sterben kann ein Mensch für den anderen. Er kann sein Leben lassen für seine Brüder. Alles können Menschen füreinander auf sich nehmen. Nur eine Strafe kann keiner für den anderen erleiden, denn zur Strafe gehört die persönliche Schuld.

Wenn das Bild von der stellvertretenden Strafe nicht ausreichte, um das Geheimnis des Kreuzes zu fassen, so zog man noch einen letzten Vergleich aus dem menschlichen Leben heran. Man sagte: das Todesleiden Jesu ist nicht eine Strafe, wohl aber eine Sühne, eine Satisfaktion. Was ist eine Sühne? Machen wir es uns an einem Beispiel klar. Angenommen, ich habe durch eine schwere Verleumdung die Ehre eines Mannes verletzt, der eine öffentliche Stellung hatte. Dieser Mann ist dadurch unmöglich geworden, hat seine Stelle verloren, ist als ruinierter Mann gestorben und hat Frau und Kinder in bedrängten Verhältnissen hinterlassen. Die Sache läßt sich nicht wieder gut machen. Aber ich kann eine Sühne leisten. Ich kann eine öffentliche Erklärung abgeben, in der ich feierlich zurücknehme, was ich gegen ihn gesagt habe. Ich kann auch der Familie des Mannes, die durch meine Schuld ins Unglück gekommen ist, eine große Geldunterstützung zuwenden, um mein Unrecht zu sühnen. So, sagt man, haben wir Menschen die Ehre Gottes verletzt. Das läßt sich nicht wieder gut machen. Aber Christus hat als Haupt der Menschheit durch sein Leiden und Sterben eine öffentliche Sühne dafür geleistet.

Auch bei diesem Vergleich messen wir Gott mit menschlichen

Maßstäben. Denn wenn Gottes Ehre verletzt ist, was könnte ihm gegeben werden, um seine Ehre wiederherzustellen! Was könnte geschehen, um ihm Genüge zu tun, ihm, dem vorher alles gehört und jede Ehrung gebührt, die sich überhaupt denken läßt!

So sehen wir also, alle Bilder, durch die wir uns den Tod Jesu veranschaulichen wollen, die Bilder des Opfers, des Loskaufs, der Strafe, der Sühne, so wertvoll sie sind als tiefsinnige Gleichnisse, sind doch nur menschliche Gefäße, die nicht imstande sind, den unergründlichen Inhalt zu fassen und auszuschöpfen. So oft wir den Leidensgang Jesu wieder an uns vorüberziehen lassen, versagen alle diese Vergleiche vor dem gewaltigen Eindruck der Wirklichkeit. Wenn wir Jesus auf seinem Weg zum Tode begleiten, so fühlen wir deutlich: Das war nicht bloß der Gang eines Opfers zur Schlachtbank, das seinen Leib hingibt bei einer religiösen Feier, auch nicht bloß der Schmerzensgang eines Verurteilten, der das Schafott besteigt, um eine Strafe zu verbüßen oder eine Sühne zu leisten. Das war etwas viel Schrecklicheres. Nicht bloß der Körper wurde allen Qualen des Todes ausgesetzt. Nein auch die Seele mußte hinein in eine Nacht, in einen Kampf mit Gewalten, vor denen sie zurückschauderte. Wenn Jesus in Gethsemane zitterte, der Mann voll Heldengeist und Offensivkraft, der sich kurz vorher in Jerusalem ganz allein allen Machthabern seines Volks entgegengeworfen hatte, so war das nicht ein Zittern vor den Menschen, die den Leib töten, aber die Seele nicht zu töten vermögen. Es war nicht die Angst vor dem leiblichen Tode. Schon damals, als er den Jüngern zum erstenmal ganz frei heraus sagte, was ihm bevorstehe und dann Petrus nahe an ihn herantrat und ihn zurückzog: „Herr, schone dein selbst, das widerfahre dir nur nicht!", da merken wir an seiner Antwort, daß etwas Unheimliches in der Luft lag. „Gehe hinter mich, du Satan", fährt er den Jünger an, „denn du meinst nicht, was göttlich, sondern, was menschlich ist." Er fühlt eine satanische Macht, die ihn weich machen will, noch ehe die Schlacht beginnt. Eine lähmende Angst will sich seiner bemächtigen und ihn noch

im letzten Augenblick, wie er schon auf dem Wege nach Jerusalem ist, dazu verführen, dem Entsetzlichen aus dem Wege zu gehen. Wie vielsagend ist das Wort, das er damals, auf dem Wege nach Jerusalem, sagte: „Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden; was wollte ich lieber, denn es brennte schon. Aber ich muß mich zuvor taufen lassen mit einer Taufe, und wie ist mir so bange, bis sie vollendet werde!" Schon der bloße Gedanke an das, was ihm bevorsteht, legt sich ihm wie eine Steinlast auf die Seele. Er hat das Bewußtsein, daß er getauft d. h. untergetaucht werden soll. Es ist ihm, als brauste eine schwarze Wassermasse heran und risse ihn hinunter in eine Tiefe, wo die Wogen über ihm zusammenschlagen. Schon vom Anfang seines öffentlichen Auftretens an, seit seinem ersten Zusammenstoß mit der Gegenpartei nach der Heilung des Lahmen, drohte das Furchtbare über ihn hereinzubrechen, vor dem ihm bange war. Schon damals hatten die Schriftgelehrten und Pharisäer seinen Tod beschlossen. Aber noch waren der feindlichen Macht die Hände gebunden. „Niemand legte Hand an ihn; denn seine Stunde war noch nicht gekommen." Aber nun war sie da, die Schicksalsstunde. Als sie ihn im dunklen Garten umringten mit Schwertern und mit Stangen, da spricht er es ganz offen aus, was ihm bei seinem letzten Kampfe bevorsteht. „Ich bin täglich bei euch im Tempel gewesen", sagt er zu den Hohepriestern und Hauptleuten des Tempels, die über ihn gekommen waren, „und ihr habt keine Hand an mich gelegt; aber dies ist eure Stunde und die Macht der Finsternis." Bisher war eine Hemmung dagewesen, die den furchtbaren Zusammenstoß aufgehalten hatte. Nun war die Hemmung beseitigt und die Macht der Finsternis hatte freie Bahn. Sie konnte ihre ganze lang angesammelte Wut, den unendlichen Haß, mit dem sie Gott haßt, auslassen an dem einen, der ganz rein geblieben war. Was das bedeutete, was das für einen Kampf geben mußte zwischen Licht und Finsternis, können wir nur ahnen. Wir sehen nur die Oberfläche, die Außenseite des Kampfes, die Geißelung und Mißhandlung durch die Obersten des Volks, den

Pöbel und die römischen Soldaten. Aber wenn wir den Bericht der Evangelien lesen, fühlen wir deutlich, daß sich die Entscheidungsschlacht hinter diesen äußeren Ereignissen abspielt. Als Christus vom letzten Mahle mit seinen Jüngern aufstand und nach Gethsemane hinausging, hatte er den Kampf mit den Menschen, die den Leib töten können, bereits hinter sich. Aber nun öffnete sich der Weg in den Abgrund. Er geht hinein in ein Nachtgebiet, wo es gilt, mit einer finsteren Macht um Sein oder Nichtsein zu ringen. Wir können ihm auf diesem Wege nur von ferne folgen. Was da geschah, können wir nur in dem Maße ahnen, als wir selbst schon etwas erfahren haben von den dunklen Mächten, die im Untergrund der Welt herrschen. Männer wie Luther, auf die eine schwere weltgeschichtliche Bestimmung gelegt war, haben Anfechtungen gehabt, in denen es ihnen vorkam, wie wenn ihre Seele von Strudeln in den Abgrund gezogen würde. Sie merkten, daß in den dunklen Tiefen dieser Welt Mächte walten, denen gegenüber die Kraft unserer Seele einfach versagt. Den Druck, den Christus erlitten hat in Gethsemane und am Kreuz, hätte keine menschliche Seele ausgehalten. Hier wurde die Entscheidungsschlacht ausgekämpft zwischen der Welt des Lichtes und der Macht der Finsternis, der wir durch unseren Abfall von Gott verfallen waren. Der Mittler hat seine Seele eingesetzt, um diesen Kampf auszutragen. Er ist hinabgestiegen in die tiefste Einsamkeit und hat sich von den Wogen der Finsternis überfluten lassen, bis der letzte Gegensatz zum Austrag gekommen und der Sieg erfochten war.

Was dazu nötig war, das können wir Menschen nicht ermessen. Denn wir sind als sündige Menschen gar nicht imstande, den unermeßlichen Gegensatz auch nur auszudenken zwischen dem reinen Licht Gottes und der Finsternis, die uns umfangen hält. Es müssen deshalb hier alle unsere menschlichen Gedanken und Gleichnisse versagen. Wir können nur sagen: Christus hat getan, was wir nicht hätten tun können. Er hat sich als Mittler in die Kluft gestürzt, die sich durch unseren Fall zwischen Gott und Menschheit aufgetan hatte. Er hat den Fluch getragen, der

uns hätte zermalmen müssen. Seitdem ist für jeden Sünder der Weg frei zum Herzen des Vaters.

Diese Tatsache können wir nicht mit dem Verstand begreifen. Wir können ihre Wahrheit nur im Gewissen erfahren, in den schweren Stunden, da uns angesichts des Todes die Last unserer verlorenen Stunden und vergeudeten Tage auf die Seele fällt und wir mit dieser Last auf dem Gewissen hinübertreten sollen in die Ewigkeit. In diesen Stunden zerbricht uns, wie Luther sagt, „der falsche eigenmächtige Glauben, der sich untersteht vor Gott zu treten ohne Christum". Wir erfahren den schrecklichen Ernst des Wortes Offenbarung 12, 10 von dem „Verkläger", der die Kinder Gottes „Tag und Nacht verklagt vor Gott". Dieser Verkläger, der alle die Stunden unseres Lebens ans Licht zieht, die wir mit ewiger Nacht zudecken möchten, läßt sich durch kein menschliches Beruhigungsmittel zum Schweigen bringen, auch nicht durch den Gedanken an Gottes verzeihende Güte, durch das „eigenmächtige Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit ohne Mittel und Köste" (Luther). Wer auch nur einmal in seinem Leben, etwa in einer plötzlichen Todesgefahr, die Stimme des Verklägers gehört hat, der die Heiligen Tag und Nacht verklagt vor Gott, dem ist es ein für allemal deutlich geworden: Es mußte ein schwerer Kampf mit der Macht der Finsternis ausgekämpft und ein teures Lösegeld bezahlt werden, um unser schuldbeladenes Gewissen loszukaufen.

Es gibt nur einen Beweis für die Wahrheit vom stellvertretenden Opfer, es ist vielleicht der einzige Beweis für die Wahrheit des christlichen Glaubens überhaupt. Das ist die Erfahrung, die Tausende von sterbenden Christen in ihrer Todesstunde gemacht haben: Wenn wir uns angesichts des Todes bergen in dem vollbrachten Werk Christi, so schweigt der Verkläger still, der uns Tag und Nacht verklagt hatte. „Wer will verdammen? Christus ist hier, der gestorben ist, ja vielmehr der auch auferwecket ist, welcher ist zur Rechten Gottes und vertritt uns." Kein menschliches Denken kann diesen wunderbaren Vorgang erklären, daß in einem Augenblick, da wir über-

führt sind und nichts mehr zu unserer Entschuldigung vorzubringen haben, eine unbegreifliche Ruhe in unsere Seele einzieht, die tiefe Gewißheit, daß wir einen ewigen Hohepriester haben, und in seinem vollbrachten Werk für alle Ewigkeit geborgen sind, wie man in einem sicheren Unterstand geborgen ist, während rings die Granaten einschlagen.

Das ist der gewaltige Erfahrungsbeweis des Christentums, der seit der Märtyrer Tagen unserem Glauben seine weltüberwindende Kraft gab. Solange diese Erfahrung mit dem gekreuzigten Christus gemacht wird, wird der Christenglaube unüberwindlich sein, wenn auch alle Kirchen zerstört würden und die ganze Wissenschaft der Welt dagegen aufstünde.

Es gibt keine Wahrheit, die durch alle Jahrhunderte hindurch soviel jubelnde Danklieder in der Menschenseele ausgelöst hat, wie das Evangelium von dem vollbrachten Versöhnungswerk. Aber es gibt auch keine Wahrheit, die solch einen fanatischen Haß und zynischen Spott hervorgerufen hat, wie diese. Der Hügel, auf dem das Kreuz steht, ist die Stelle, wo die Geister sich scheiden. Er gleicht der europäischen Wasserscheide, von der die Flußläufe in zwei entgegengesetzten Richtungen auseinandergehen nach zwei verschiedenen Meeren. Seit das Kreuz aufgerichtet ist, seit es inmitten der Menschheitsgeschichte steht als hochragendes Sinnbild, an dem niemand vorübergehen kann, haben sich die Religionen der Menschheit, in deren Gesichtskreis das Kreuz getreten war, in zwei Lager gespalten. Auf der einen Seite stehen die Christen, die im Kreuz die einzige Hoffnung der Seele sehen. Auf der anderen Seite stehen die Juden und die Bekenner des Islam, dieser Entartung des gesetzlichen Judentums; diese sehen das Heil im eignen Streben des Menschen und verfluchen das Kreuz im Namen des Gesetzes und der Menschenwürde. Achten wir wohl darauf: Nicht die Person Jesu als solche ist der Stein des Anstoßes. In der ganzen Welt des Islam wird mit der höchsten Verehrung von Christus gesprochen. Der Islam kennt die Überlieferung der Geschichte Jesu, er glaubt an die Jungfraugeburt und Sünd-

losigkeit Jesu, an alle Wunder und Totenerweckungen und rechnet Christus zu den vier höchsten Propheten neben Mohammed, Abraham und Mose. Nur eins ist dem Moslem unerträglich und ruft seinen fanatischen Haß hervor, der sich immer wieder in blutigen Christenverfolgungen (man denke an die systematische Ausrottung der Armenier) entlädt. Das ist der Glaube, daß Jesus nicht bloß Prophet ist, sondern der Mittler zwischen Gott und den Menschen, der unsere Sünden selbst hinaufgetragen hat an das Holz. Hier scheiden sich die Religionen. Was den einen ihr einziger Trost ist im Leben und im Sterben, das ist den anderen eine Lästerung der Menschenwürde, die sie im Namen der Religion und Sittlichkeit aufs heftigste bekämpfen.

Bis heute ist der Hügel von Golgatha die Wasserscheide der Menschheit. Auch heute noch liegt der Gegensatz nicht in der Anerkennung oder Ablehnung der Person Jesu als solcher. Daß Jesus herrlich war, darüber sind alle einig. Vor ihm beugt sich Goethe. Ihn bewundert Gerhart Hauptmann. Selbst Nietzsche, der alles zermalmt, wagt nur zu sagen: Wäre er älter geworden, so hätte er widerrufen, edel genug war er dazu. Nur das Kreuz ist es, an dem sich die Geister scheiden. „Alle Vermittlungsversuche der modernen Theologen," sagt Ellen Key, „die die Kirchenlehren von Christi Gottheit, Opfertod und Auferstehung ausmustern, vermögen den Gegensatz nicht zu überbrücken zwischen dem alten Glauben, daß der eingeborene Sohn der Weg, die Wahrheit und das Leben sei, und dem neuen Glauben, daß die Menschheit selbst der Weg, die Wahrheit und das Leben sei. . . . Das kirchliche Sündenbekenntnis erscheint dem Evolutionisten als eine Lästerung gegen die Menschheit, an die er glaubt. Hat aber das alte Schuldbewußtsein aufgehört, so ist damit Jesu Rolle im Weltdrama ebenso verändert, wie es die Hamlets im Trauerspiel verändern würde, wenn kein Verbrechen an seinem Vater begangen worden wäre." Damit ist nur in modernem Gewand der uralte Gegensatz der beiden Lebensrichtungen ausgedrückt. Die einen Menschen fühlen den Schlangen-

biß der Weltschuld und schauen heilsverlangend auf zur ehernen Schlange. Die anderen fühlen den Biß noch nicht, vertrauen vielmehr auf den göttlichen Kern im Menschen und suchen durch eigene Kraft durch die Nacht der Lebensnot zum Licht zu dringen.

Es gehört mit zum tragischen Schicksal des deutschen Volkes, daß die große Wasserscheide der Lebensrichtungen mitten durch unser deutsches Geistesleben hindurchgeht. Hölderlin nennt das deutsche Volk „der Völker heilig Herz". Vielleicht muß gerade darum der Gegensatz, der durch das Herz der Menschheit geht, im deutschen Geistesleben in besonderer Weise zum Austrag gebracht werden. Mitten durch die Reihen unserer Großen geht die Scheidelinie. Luther, Joh. Seb. Bach, Bismarck stehen auf der einen Seite. Friedrich der Große, Kant, und vor allem Goethe stehen auf der anderen Seite. Auch hier zeigt sich, daß es nicht die Person Jesu als solche ist, an der sich der Kampf entzündet. Goethe konnte Jesus mit solcher Rührung preisen, daß er in einen Tränenstrom ausbrach. Zur Jesusverehrnng Lavaters und der Brüdergemeinde fühlte er sich hingezogen. Nur eins konnte selbst den Olympier aus seiner Seelenruhe bringen. Wenn ihm der Mann mit der Dornenkrone als der Versöhner unserer Schuld vor Augen gemalt wurde. Zu dem Romantiker Zacharias Werner sagte er einmal in bitterem Tone: „Enthalten Sie sich ja, mir Fußangeln aus der Dornenkrone vor meine Schritte hinzustreuen." *)

*) Otto Borchert führt in seinem vielgelesenen Buche „Der Goldgrund des Lebensbildes Jesu", 3. Aufl. (Braunschweig 1916) S. 70 in diesem Zusammenhang Goethes venetianisches Epigramm an:

„Vieles kann ich vertragen. Die meisten beschwerlichen Dinge
Duld ich mit ruhigem Mut, wie es ein Gott mir gebeut.
Wenige sind mir jedoch wie Gift und Schlange zuwider;
Viere: Rauch des Tabaks, Wanzen und Knoblauch und Kreuz."

Das Epigramm stammt allerdings aus der Zeit, in der Goethe nach seinem eigenen Geständnis von einem „wahrhaft julianischen Haß gegen das Christentum" erfüllt war. Trotzdem ist es zweifelhaft, ob hier das Kreuz Christi gemeint ist. Denn im ältesten Druck steht am Schluß nicht „Kreuz", sondern nur das Zeichen †. Dieses kann auch als Auslassungszeichen ge=

Wenn Goethe, dieser menschlichste unter allen Menschen, der sonst alles verstand und zum Haß kaum fähig war, angesichts des Kreuzes sich zu so bitteren Worten hinreißen ließ, so sehen wir schon daraus: Hier steht etwas Gewaltiges auf dem Spiele. Hier kann man nur entweder heiß lieben oder furchtbar hassen.

So liegt auch für jeden von uns an dieser Stelle die schwere Frage, an der sich seine ganze Lebensrichtung entscheidet. Der Haß, mit dem Goethe und viele heutige Menschen den Gang zum Kreuz Jesu ablehnen, ist sehr verständlich. Denn der Gang zum Kreuz ist in der Tat der schwerste Gang für jeden Menschen. Wir haben ja von Natur alle ein gesundes Selbstvertrauen, ein starkes Bewußtsein unserer eigenen Kraft und Leistungsfähigkeit. Dieses Selbstvertrauen ist das Zentrum, von dem aus unsere ganze Persönlichkeit in Bewegung gesetzt wird, der Schwerpunkt, der uns in jeder schweren Lage im Gleichgewicht hält. Wir hassen darum instinktiv jeden Menschen, der uns dieses Selbstvertrauen erschüttern will. Denn wenn es uns genommen ist, verlieren wir den Halt und fürchten in den Abgrund zu stürzen. Nur wenn wir etwa unter dem Eindruck eines schweren Falles an uns selbst irre geworden sind und gemerkt haben, daß wir auf einer vulkanischen Insel leben, unter deren Oberfläche unheimliche Mächte arbeiten, entschließen wir uns zu dem ungeheuer schweren Schritt, auszuwandern. Wir verlegen den Schwerpunkt unseres Daseins aus uns selbst hinaus und in den hinein, der für und gestorben und auferstanden ist. Zu diesem schweren Schritt, in dem wir uns selbst aufgeben und unser Lebenszentrum an eine andere Stelle verlegen, würde kein Mensch imstande sein. Wir würden an dieser Krisis unserer Charakterentwicklung zerbrechen und innerlich zugrunde gehen. Aber gerade in dieser schwersten Krisis erleben wir die Kraft des Gekreuzigten am herrlichsten. Gott selbst hilft uns in seiner großen Barmherzigkeit über den inneren Zusammenbruch hinweg. Denn in dem Augenblick, da wir uns selbst aufgeben

deutet werden für ein nicht wiederzugebendes Wort, das nichts mit dem Kreuz im christlichen Sinne zu tun hat.

müssen, weil wir einsehen, daß wir vor Gott völlig wertlos sind, werden wir von unsichtbaren Armen aufgenommen. In dem Augenblick, da uns der Boden unseres Selbstvertrauens unter den Füßen versinkt und wir fürchten, in bodenlose Tiefen zu stürzen, finden wir den Grund, der unseren Anker ewig hält.

So bewährt sich noch heute das Wort des Paulus: Das Wort vom Kreuz ist eine Torheit denen, die verloren werden, uns aber, die wir gerettet werden, ist es eine Gotteskraft.

4. Die Hoffnung auf einen neuen Himmel und eine neue Erde.

Wie ist es uns so deutlich geworden, wie in den hoffnungslosesten Tagen unseres Vaterlandes, daß wir Menschen nicht ohne Hoffnung leben können. Weder als Volksgemeinschaft noch als Einzelmenschen. Was hat das deutsche Volk nicht alles ausgehalten, wie hat es gekämpft, gehungert, gefroren, solange es an den Sieg glaubte! Als aber diese Hoffnung nach der letzten verunglückten Offensive erschüttert war, da begann mit einem Schlag der physische und der moralische Zusammenbruch. Ähnlich geht es uns in unserem Leben als Einzelmenschen. Wir haben Riesenkräfte, solange wir ein leuchtendes Lebensziel vor Augen sehen, etwa eine sorgenfreie Lebensstellung, die wir erringen wollen, ein Kunstwerk, an dessen Vollendung wir rastlos arbeiten, die Zukunft eines heranwachsenden Kindes, das es einmal besser haben soll, als wir selber. Solange solch ein Ziel vor uns steht, an das wir glauben, können wir früh aufstehen und alle Entbehrungen ertragen. Sobald aber das Ziel, das unserem Arbeiten einen Sinn gab, sich als Täuschung erwiesen hat, ist unser Licht erloschen und unsere Kraft erschlafft. Ein Mensch, der keine Hoffnung hat, lebt eigentlich nicht mehr. Er vegetiert bloß noch. Seine Seele ist gestorben.

Damit sind wir auf ein durchgehendes Gesetz unseres menschlichen Seelenlebens gestoßen, das für das Volksleben ebenso gilt, wie für das Einzelleben. Es ist möglich, daß Tiere aus reinem Instinkt handeln können, ohne daß ein Zukunftsbild vor ihrem Bewußtsein steht. Man denke an die Bienen, die mit Anstrengung aller Kräfte Honigvorräte einsammeln für eine kommende Generation, ohne zu wissen, wozu sie es tun. Wir Menschen können das nicht. Wir können nicht arbeiten und kämpfen, ohne nach vorwärts zu sehen. Vor uns muß ein Bild stehen, des, das wir werden sollen, und wenn es auch nur in dunklen Umrissen durch den Nebel der Zukunft schimmert. Wir kommen nicht vorwärts, wenn wir nicht auf ein Ziel hinaussehen, das am Ende unseres Weges leuchtet.

Aber wenn uns dieses tiefe Bedürfnis unserer Seele zum Bewußtsein kommt, machen wir eine traurige Entdeckung. Wir sehen bald, die Welt, in die wir hineingestellt sind, kann dieses Bedürfnis nie ganz befriedigen.

Von altersher lebte tief im Herzen der Völker der Glaube an einen Weltfrühlingstag, eine Wende aller Not. Gerade die Leiden des Kriegs haben diesen uralten Glauben auch in unserem deutschen Volk wieder neu entfacht. Wie Kinder sich auf den Weihnachtstag freuen, so lebten viele von uns in der Erwartung: Wenn der Friede kommt, den die deutschen Waffen erringen werden, wenn die Waffen ruhen und die Krieger aus den Schützengräben heraufsteigen, dann wird der große Tag anbrechen, der Tag der Völkerversöhnung. Dann wird alles neu werden. Wir sind bitter enttäuscht worden. Die Waffen konnten den Weltfrühling nicht bringen. Da legten wir die Waffen nieder und erwarteten das Glück vom Völkerbund, der durch diplomatische Verständigung herbeigeführt werden sollte. Auch das war eine Enttäuschung. Aber die Hoffnung auf einen Welterlösungstag kann nicht sterben. Sie steigt immer wieder nach jeder Enttäuschung wie ein Phönix aus der Asche. Die Waffengewalt konnte die Welt nicht erlösen. Auch die Diplomatie hat versagt. Nun bleibt noch eine letzte Hoffnung, die

Weltrevolution. Wenn der Sozialismus wirklich auf der ganzen Linie zum Siege käme, wenn es keine Kapitalisten und keine Ausgebeuteten mehr gäbe, dann, meint man, käme der Völkerfrühling, der alles verwandelt.

Man wird manchmal in dieser Zeit der Weltreformpläne an Meister Heinrich, den Glockengießer, erinnert, den Gerhart Hauptmann in seinem Stück „Die versunkene Glocke" schildert. Er will ein Glockenspiel schaffen, das die Menschen so bezaubern soll, daß sie allen Groll und Haß vergessen. An Urgewalt dem Frühlingsdonner gleich künde es die Neugeburt des Lichtes in der Welt. Unter seinen Klängen ziehen die Menschen alle wie heimkehrende verlorene Söhne zum Tempel. „Und nun erklingt mein Wunderglockenspiel; es singt ein Lied, verloren und vergessen, ein Heimatlied, ein Kinderliebeslied, aus Märchenbrunnentiefen aufgeschöpft — und wie es anhebt, heimlich, zehrend bang, bald Nachtigallenschmerz, bald Taubenlachen —, da bricht das Eis in jeder Menschenbrust, und Haß und Groll und Wut und Qual und Pein zerschmilzt in heißen, heißen, heißen Tränen."

Immer wieder glaubt man es endlich gefunden zu haben in unseren Tagen, dieses Wunderglockenspiel, bei dessen Zauberklängen Haß und Pein zerschmilzt. Erst war es der Gedanke des Völkerbundes, dann die Idee des Weltsozialismus und Kommunismus.

Wir wissen ja noch nicht, was uns das sozialistische Zeitalter bringen wird, das mit der Herrschaft einer sozialdemokratischen Regierung angebrochen ist. Aber eins muß man doch schon jetzt sagen: Gerade diejenigen in unserem Volk, die am meisten von der Revolution erwartet hatten, die besten Elemente unserer sozialistischen Arbeiterschaft, können sich jetzt, da die langersehnte Revolution endlich gekommen ist, einer gewissen Enttäuschung und Ernüchterung nicht erwehren. Sie hatten etwas anderes erwartet. Als die Sozialdemokratie noch eine unterdrückte Partei war und unter dem Druck des alten Regimes schmachtete, in was für herrlichen Farben malte man sich da den Tag der Befreiung aus! In dem Buch von Karl

Kautsky „Die soziale Revolution" ist eins der schönsten Kapitel: „Am Tage nach der sozialen Revolution". „Der schöne Tag sei angebrochen", heißt es da, „der dem Proletariat mit einemmal alle Gewalt in den Schoß wirft. Was wird es nun anfangen?" Mit einem Federstrich sind alle Industriebetriebe sozialisiert und eine ausreichende Arbeitslosenversicherung geschaffen. Spielend werden die verjährten Mißstände beseitigt, die unter dem Druck des Kapitalismus herrschten. ... Es geht etwas durch Kautskys Schilderung von jenem Wunderglockenspiel, das endlich Haß und Qual und Pein zerschmilzt in seliger Menschenverbrüderung. Nun haben wir ihn ja erlebt, den Tag nach der Revolution. Aber wie grau und nüchtern sah dieser Weltfrühlingsmorgen aus! Es scheint wirklich so zu sein, wie die Pessimisten sagen: Ein Ziel ist nur so lange schön, als wir es noch nicht erreicht haben. Sobald es da ist, hat es seinen Glanz verloren und ist zum grauen Alltag geworden.

Woher kommt denn das? Warum kann uns auch die Weltsozialisierung, die Durchführung des Zukunftsstaates, wenn sie je erreicht wird, nie wirklich glücklich machen? Die Antwort auf diese Frage geben uns vielleicht am besten die Bekenntnisse enttäuschter Sozialisten, die ihre ursprüngliche Begeisterung für die Weltsozialisierung verloren haben. Max Maurenbrecher, der zu diesen Enttäuschten gehört, führt das Wort eines Arbeiters an, der seinem Ärger über die Opfer Luft macht, die die Partei von ihm verlangt: „Aus welchem Grunde soll ich meine Person in Schändung und Tod führen, nur damit die Arbeiter des 32. Jahrhunderts keinen Mangel an Nahrung und Geschlechtsgenüssen haben! Der Teufel mag sie doch holen, alle Arbeiter und Nichtarbeiter der ganzen Welt!" Was hat das Urpferd davon, daß vielleicht Millionen von Jahren nach ihm eines seiner Nachkommen das Derbywettrennen gewinnt? Mit anderen Worten: Selbst angenommen, die Menschheit erreichte einmal nach langem mühsamen Aufstieg den Idealzustand, nach dem wir streben, was haben wir davon? Wir erleben es ja doch nicht mehr. Wir haben unsere schönsten Jugend-

jahre unter dem Druck der alten Verhältnisse vertrauert. Und selbst wenn wir es erleben, was haben alle die bisherigen Generationen davon, die unterwegs gestorben sind, ehe sie den Gipfel erreichten! Das Glück erreicht doch nur der verhältnismäßig kleine Bruchteil der Menschheit, der auf jenem Höhepunkt zufällig gerade am Leben ist. Und auch die Menschen, die es erleben, haben doch nur in den paar Jahrzehnten etwas davon, in denen der Mensch allein genußfähig ist, in den Jugendjahren, ehe das Alter naht, da einem die Zähne ausfallen und die Augen dunkel werden und alle Sinne abstumpfen.

Solche Bekenntnisse enttäuschter Sozialisten zeigen deutlich, was der Mangel ist an allen Weltverbesserungen, die wir Menschen herbeiführen können. Viele Gegensätze lassen sich vielleicht beseitigen, die Gegensätze zwischen Besitzenden und Besitzlosen, zwischen Herrschenden und Beherrschten, zwischen Adel und Bürgertum. Nur ein Gegensatz läßt sich nicht überwinden, der letzte und tiefste Gegensatz, der Gegensatz zwischen Leben und Tod, zwischen den Jungen, denen alles gehört, was die Welt bietet, und den Alten, Absterbenden, die von allen Freuden des Lebens Abschied nehmen müssen. Kein Weltreformprogramm kann den Tod beseitigen, der sich wie ein schwarzer Schatten auch auf das schönste Leben legt, das wir uns auf dieser Erde bereiten können. Man mag den kurzen Weg von der Wiege bis zum Grabe, den wir zurückzulegen haben, mit Rosen bestreuen und alle Steine aus dem Wege räumen, an denen wir uns stoßen können, dennoch gilt für uns alle, was Orestes in Goethes Iphigenie sagt: „Es ist der Weg des Todes, den wir treten; mit jedem Schritt wird meine Seele stiller.“ Nicht bloß weil am Ende unseres Weges der Tod steht. Nein, der Tod drückt unserem ganzen Dasein, dem ganzen jetzigen Weltzustand seinen eigentümlichen Charakter auf. Unser ganzes Leben gleicht, wie der 90. Psalm sagt, dem Dahinfahren eines Stromes. Wir sind „wie ein Gras, das da frühe blühet und bald welk wird und des Abends abgehauen wird und verdorret“! Unser ganzes Leben ist ein fortwährender Kampf

gegen den überall drohenden Tod. Wir leben nur, solange wir so viel Widerstandskraft haben, um den Bazillenschwärmen standzuhalten, die wir fortwährend einatmen. Sobald unsere Widerstandskraft durch diese fortwährenden feindlichen Offensiven gebrochen ist, werden wir eine Beute der Krankheit und des Todes. Wenn wir unseren Körper ganz durchschauen könnten, würden wir vielleicht schon jetzt irgendwo in unserer Brust die dunkle Stelle erkennen, wo der Tod in aller Stille sein Heer sammelt und seine Minen immer weiter vortreibt, um in 10 bis 20 Jahren langsam die stolze Festung unseres Lebens zu zerstören. Dieser unnatürliche gegenseitige Vernichtungskrieg, der durch die ganze Welt des Lebens geht und Pflanzen-, Tier- und Menschenwelt mit seiner Qual erfüllt, läßt uns ja nie zu einer reinen Lebensfreude, zu einem ungestörten Schaffen kommen. Wir gehen möglicherweise jetzt großen Reformen auf allen Gebieten entgegen. Das Betriebskapital soll sozialisiert, die Bodenreform soll durchgeführt werden. Die Mietskasernen sollen verschwinden und Gartenstädte erstehen, die die Welt in ein Paradies verwandeln, wo jeder auf eigenem Boden arbeitet. Und wer wollte nicht gern an der Herbeiführung solcher Reformen mitarbeiten! Aber alle diese Reformen können den Tod nicht beseitigen, den Vernichtungskampf, den das Leben gegen das Leben führt und der die Grundform unseres jetzigen Daseins bildet.

Fassen wir das Ergebnis zusammen, zu dem wir durch alles Bisherige geführt worden sind! Zwei Tatsachen sind uns deutlich geworden.

1. Wir Menschen können nicht kämpfen und arbeiten ohne den Ausblick auf ein leuchtendes Endziel unseres Daseins. Dieser Ausblick auf ein Zukunftsbild ist für uns eine Lebensnotwendigkeit.

2. Dieses Bedürfnis, das wir in uns tragen, wird aber durch kein Zukunftsbild befriedigt, das wir uns auf Grund der irdischen Verhältnisse als Arbeitsziel vor Augen stellen können, durch keinen Zukunftsstaat, keine Reform der Gesellschaftsordnung, kein auch noch so herrliches Ziel der Weltentwicklung.

Denn auf allen diesen Zukunftsbildern liegt der Schatten des Todes und nimmt ihnen ihren Glanz.

Damit stehen wir aber vor einem einfachen Entweder-Oder. Entweder unser tiefstes Bedürfnis muß für immer unbefriedigt bleiben. Der Glaube an ein letztes Ziel, für das wir arbeiten, ist ein Traum. Alle unsere Wege enden in Nacht. Oder unser tiefstes Bedürfnis wird erfüllt werden. Unsere Hoffnung ruht auf Wahrheit. Dann muß es einen Weltzustand geben, in welchem der Tod nicht mehr sein wird.

Wir müssen uns diese beiden Möglichkeiten ganz deutlich machen. Die erste Möglichkeit ist die: der Glaube an eine Zukunft, in der unser Arbeiten und Kämpfen seine Erfüllung findet, ist eine Täuschung. Dann besteht die ganze Entwicklung der Menschheit, ihr ganzer Kulturfortschritt, darin, daß sie langsam eine Hoffnung um die andere begräbt, daß sie also immer wieder um eine Illusion ärmer wird. Es ist dann so, wie es der pessimistische Philosoph Ed. von Hartmann darstellt. Die Menschheit durchläuft 4 Stufen. Erste Stufe: die Kindheit, das Altertum. Der Mensch glaubt, er könne in diesem seinem individuellen Leben glücklich werden. Wenn sich diese Hoffnung als Täuschung herausgestellt hat, wendet sich der Mensch enttäuscht vom Leben ab und baut sich mit seiner Einbildungskraft eine andere Welt auf. Er schießt den Pfeil seiner Sehnsucht nach dem anderen Ufer. Er hofft auf ein jenseitiges Glück nach dem Tode. Das ist die zweite Stufe der Illusion, die Jünglingszeit der Menschheit, das Mittelalter. Wenn auch dieser Traum zerronnen ist, kommt die dritte Stufe. Der Mensch hofft das Glück nicht mehr selbst zu erleben. Er glaubt auch an kein Jenseits mehr. Aber er glaubt an einen Fortschritt der Menschheit, an einen höheren Weltzustand, der langsam immer näher rückt, den wir mit vereinten Kräften herbeiführen. Das ist das Mannesalter der Menschheit, die Neuzeit, die Zeit der sozialen Revolutionen, der Völkerbundideen, des Pazifismus. Erst wenn der Mensch auch diesen letzten Traum ausgeträumt hat, hat er die vierte Stufe erreicht, das Greisenalter der Menschheit. Die

Hoffnung ist gestorben. Die Leidenschaften sind zur Ruhe gekommen. Das Herz ist erkaltet. Das Bewußtsein steht still.

Wenn es so steht, dann ist unser ganzes menschliches Kämpfen und Arbeiten von Anfang an ein hoffnungsloses Beginnen. Man könnte schon über den Eingang zum Menschenleben schreiben, was Dante über den Eingang der Hölle schreibt: Lasciate ogni speranza, voi, que entrate! Laßt alle Hoffnung fahren, die ihr hier eintretet!

Das ist die erste Möglichkeit. Ihr steht eine zweite Möglichkeit gegenüber: Wir dürfen hoffen. Unser tiefstes Bedürfnis findet seine Erfüllung. Unser Glaube an ein letztes Ziel, das unserem Leben einen Sinn gibt, behält Recht. Dann muß ein neuer Himmel und eine neue Erde kommen, in welchen Gerechtigkeit wohnt. Dann muß es ein Dasein geben, in welchem der letzte Feind überwunden sein wird, nämlich der Tod.

Man wird einwenden: Bedarf es wirklich einer Weltverwandlung, um unser Bedürfnis nach einem Lebensziel zu erfüllen? Genügt es nicht, wenn die einzelnen Seelen fortleben in einem Zustand, in welchem jede Seele das Los empfängt, das sie verdient hat? Dieser Glaube an das Fortleben der Seele ist ja keine Eigentümlichkeit des Christentums. Wir finden ihn fast in allen höheren Religionen. Nach dem Glauben der Griechen fährt die Seele nach dem Tod über einen dunkeln Strom hinüber in den Hades, um dort ein Schattenleben zu führen. Nach der Anschauung der Perser muß die Seele nach dem Tod über die schmale Brücke Çinvat schreiten. Dort wird der Ungläubige von Bangen ergriffen, wenn er an sein Erdenleben zurückdenkt. Der Gläubige schreitet voll Zuversicht hinüber. Nach Mohammed wird der Gläubige, der für Allah gekämpft hat, ins Paradies aufgenommen, wo ihm von Freudenmädchen herrliche Speisen und Getränke aufgetragen werden; der Ungläubige kommt in die Hölle. Genügt nicht dieser allgemeinmenschliche Glaube an eine Vergeltung, an ein Fortleben in Himmel und Hölle, um unserem Leben ein Ziel zu geben? Nein. Denn dann wäre ja die ganze Arbeit umsonst, die wir

an diese Erde gewandt haben. Wenn ein Künstler sich ein ganzes Leben lang in die Natur versenkt, sich in ihre Farben und Töne vertieft, um ihre schönsten Formen nachzubilden und ihr ihre herrlichsten Klänge abzulauschen, wenn ein Techniker Tag und Nacht arbeitet, um die Gesetze der Dampfkraft und Elektrizität zu erforschen und dieser wunderbaren Naturkräfte Herr zu werden, wenn der Astronom auf der Sternwarte Nächte durchwacht, um in die Sternstrudel der Milchstraße einzudringen, so hätten alle diese Arbeiter und Forscher ihr Leben an eine Aufgabe gesetzt, die in kurzer Zeit völlig bedeutungslos sein wird. Denn wenn diese ganze Welt mit allem, was darin ist, mit all ihrer Schönheit und ihren Naturgeheimnissen spurlos versinkt und nur die unsterblichen Seelen zurückbleiben wie einsame Punkte im unendlichen Nichts, dann ist diese Welt ja für jeden von uns nur eine Wanderherberge, in der wir während der paar Jahrzehnte unseres Erdendaseins als Fremdlinge weilen. Es lohnt sich dann wirklich nicht für eine unsterbliche Seele, der die Ewigkeit gehört, dieser Erde soviel Zeit und Interesse und Arbeit zu widmen. Es ist dann viel besser, wenn wir die kurze Zeit darauf verwenden, uns auf den baldigen Abschied von der Welt vorzubereiten. Es ist dann das einzig Richtige, die Welt zu fliehen und als Mönche und Nonnen allem zu entsagen. Die Welt hat dann keinen Zweck in sich selbst. Sie ist nur dazu da, um zugrunde zu gehen. Sie ist im besten Fall ein Übungsplatz für unsterbliche Geister, eine Art Kasernenhof oder Turnhalle, wo die Seele an allerlei vergänglichen Turngeräten ihre Kräfte übt, um sich auf ein künftiges Leben vorzubereiten. Es wäre dann unverständlich, wenn es schon im ersten Kapitel der Bibel nach der Erschaffung des Menschen heißt: „Und Gott segnete sie und sprach zu ihnen: Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde und macht sie euch untertan und herrschet über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über alles Getier, das auf Erden kriecht." Es wäre eine Täuschung, wenn es Röm. 8 heißt, auch die Naturwelt werde einmal frei werden vom Dienst des

vergänglichen Wesens und alle Kreatur sehne sich mit uns nach dieser Befreiung. Diese Sehnsucht der Kreatur würde dann nie in Erfüllung gehen. Die Naturwelt würde nie frei werden von der Vergänglichkeit. Sie würde der Vernichtung anheimfallen, und nur die Menschenseelen würden sich wie befreite Vögel emporschwingen über die untergehende Welt. Nein, um unser tiefes Bedürfnis zu stillen nach einem Endziel unseres Kämpfens und Arbeitens, genügt nicht der Glaube, daß unsere Seelen unsterblich sind und einst das sinkende Schiff dieser Welt verlassen. Wir sehnen uns vielmehr mit der ängstlich harrenden Kreatur nach einer Erlösung der ganzen Welt aus dem Dienst des vergänglichen Wesens. Es bleibt dabei: Es gibt nur die beiden Möglichkeiten: Entweder unser Leben hat keinen Sinn, unser Arbeiten an den großen Aufgaben dieser Welt ist ein Schlag ins Wasser, die Weltentwicklung endet in Nacht. Oder wir dürfen den Glauben fassen an einen neuen Himmel und eine neue Erde, in der unser Bedürfnis nach einem Ziel aller unserer Arbeit gestillt wird.

Was gibt uns den Mut zu diesem Glauben, der so weit hinausgeht über das, was andere Religionen geglaubt haben?

Man hat von altersher und besonders während des Krieges, da wir uns alle mit dem Tod auseinandersetzen mußten, versucht, in das dunkle Geheimnis des Todes einzudringen und irgendwelche Anhaltspunkte dafür zu finden, daß mit dem Tode doch nicht alles aus ist, daß mit dem Tode für uns eine neue Zukunft beginnt. Wenn wir einen Menschen sterben sehen, haben wir ja zunächst immer den Eindruck, daß die Seele mit dem Körper stirbt. Je mehr der Leib abnimmt, um so mehr schwindet auch der Geist. Bei Gehirnkrankheiten z. B. nimmt das Gedächtnis immer mehr ab. Der Sterbende erkennt schließlich seine eigenen Angehörigen nicht mehr. Er verliert seine Sprache. Das Bewußtsein scheint wie ein glimmendes Docht noch einmal aufzuflackern, ehe es vollends erlischt. Allein nun hat man sich die rein wissenschaftliche Frage vorgelegt: Gibt es nicht doch Anhaltspunkte dafür, daß unser Geist ein Leben in sich hat, das

unabhängig vom vergänglichen Gehirn weitergeht? Und es gibt in der Tat solche Anzeichen. Die höchste Tätigkeit unseres Geistes neben dem Willen ist doch das Erkennen. Nun scheint es zunächst, daß wir diese Tätigkeit nur mit Hilfe des Gehirns ausüben können. Ein Lichtstrahl trifft unser Auge, eine Schallwelle unser Ohr. Der Reiz wird zur Großhirnrinde geleitet. So entstehen Vorstellungsbilder, Erkenntnisse, Schlüsse. Allein nun gibt es eine Erkenntnis, die nicht durch das Gehirn vermittelt sein kann. Das ist der Fernblick in die Zukunft, der doch in der Tat in gewissen Fällen vorkommt. Es hat z. B. im schottischen Hochland Menschen gegeben — solche kommen aber auch bei uns in ländlichen Gegenden noch vor —, die unter dem sogenannten zweiten Gesicht leiden. Sie sehen oft mitten in der Nacht den Tod eines nahen Bekannten voraus, und es steht ihnen das Begräbnis desselben mit allen Einzelheiten vor Augen. Wenn es sich nur um einen Fernblick im Raum handelte, so könnte man sich den Vorgang zur Not nach Art der Funkentelegraphie erklären. Wenn also z. B. eine Unruhe über eine Mutter kommt, während ihr Kind in der Ferne in Todesgefahr steht, oder wenn ein Sterbender sich seinen fernen Angehörigen auf wunderbare Weise kundgibt, so könnte man sich denken, daß sich Wellen durch die Luft fortgepflanzt und ohne Vermittlung von Augen und Ohren unser Gehirn getroffen haben. Beim Blick in die Zukunft versagt diese Erklärung. Denn was es auch immer für Wellen sein mögen, die unser Gehirn treffen, sie können immer nur von etwas ausgehen, was der Vergangenheit oder der Gegenwart angehört. Wenn eine Funkenstation einen Funkspruch von einem Dampfer im Mittelmeer empfängt, so muß der Dampfer jetzt im Mittelmeer schwimmen oder er muß noch vor kurzem dort geschwommen haben. Dagegen kann ein künftiger Dampfer, der sich erst in einer Woche im Mittelmeer befinden wird, in diesem Augenblick noch keine Wellen von dort nach einer Funkenstation senden. Wenn also der Geist eines Menschen in die Zukunft schaut, dann muß er eine Fähigkeit haben, die unabhängig von Wellenbewegungen ist, die das

Gehirn treffen. Dann muß es unterhalb der Region unserer Sinne und sinnlichen Erkenntnisse ein tieferliegendes Geistesleben geben, das vom Gehirn unabhängig ist. Dieses tieferliegende Schauen hört dann wohl nicht auf, wenn sich die Augen im Tode schließen und das Gehirn vergeht. Vielleicht ist unser ganzes leibliches Sehen und Hören nur wie ein Baugerüst, das den Bau jetzt noch verdeckt, der dahinter steht. Im Tod wird dieses Gerüst abgeschlagen, und das tiefere Geistesleben tritt zutage, das sich in diesem Leben nur in seltenen Augenblicken in einzelnen Geistesblitzen kund gegeben hatte.

Das ist vielleicht der bedeutendste von den vielen wissenschaftlichen Beweisen für ein Fortleben der Seele nach dem Tode, die ja in spiritistischen und theosophischen Kreisen eine so große Rolle spielen. Jeder derartige Beweis, der ein Licht auf unsere Zukunft wirft, ist wertvoll. Aber geben uns solche Beweise wirklich den Mut zu dem großen Zukunftsglauben, dessen wir bedürfen? Ich glaube nicht. Denn sie beweisen doch im besten Falle nur, daß unser Geist über den Tod unseres Leibes hinaus weiterlebt in irgendeiner Form, vielleicht in einem Astralleib. Aber daraus folgt noch nicht, daß er in alle Ewigkeit fortlebt und daß es ein Dasein gibt, wo kein Tod mehr ist. Auch ein Astralleib könnte ja einmal zerfallen. Für den Glauben an eine endgültige Überwindung des Todes brauchen wir eine festere Grundlage. Darum läßt die Bibel alle Unsterblichkeitsbeweise der Philosophen beiseite. Wir sollen nach dem alttestamentlichen Gebot auch keinen spiritistischen Umgang mit der Geisterwelt suchen, um Aufschlüsse über das Leben nach dem Tode zu erlangen.

Es gibt nur zwei Grundsteine, die das ganze Gewölbe der christlichen Hoffnung tragen. Der eine ist unser Gewissen, der andere das Versöhnungswerk Christi.

Die Feinde des Christentums haben seit L. Feuerbach immer wieder gesagt: Die christliche Zukunftshoffnung ist nur ein Ausdruck der Liebe zum Leben. Wir Menschen hängen nun einmal am Leben und klammern uns mit allen Fasern unseres Wesens

daran. Es graut uns vor unserer Vernichtung. Und darum träumen wir von einer Verlängerung dieses Erdenlebens und malen uns diese mit allen Farben unserer Phantasie aus. Also der Wunsch ist der Vater des Unsterblichkeitsgedankens.

Genau das Gegenteil ist der Fall. Daß es ein Fortleben gibt, das drängt sich uns gerade dann am stärksten auf, wenn wir dieses Fortleben am wenigsten wünschen, wenn wir uns vielmehr davor fürchten. Das ist dann der Fall, wenn wir ein belastetes Gewissen haben. Die tiefste Wurzel des Unsterblichkeitsglaubens, das, was uns immer wieder davon überführt, daß nach dem Tode noch etwas kommt, ist die Angst unseres Gewissens, die rätselhafte Angst vor einem künftigen Gericht, das uns unser Gewissen als eine drohende Möglichkeit vor Augen stellt. Schon die alten Griechen sagten, wenn ein Mord verborgen geblieben ist, so hat der Mörder doch keine Ruhe; unsichtbare Rachegeister, Erinyen, Furien, verfolgen ihn, jagen ihn von Land zu Land, daß er unstet und flüchtig wird. Die Gewissenserfahrung, die sich darin ausdrückt, ist auch der heutigen Zeit noch keineswegs verloren gegangen. Es kann über einen Meineid, eine Urkundenfälschung, einen Kassendiebstahl längst Gras gewachsen sein. Alle Zeugen sind gestorben, die die Sache vor Gericht bringen könnten. Die Sache kann gar nicht mehr an den Tag kommen. Für dieses Leben ist also keinerlei unangenehme Folge der Tat mehr zu befürchten. Warum findet das Gewisseu dennoch keine Ruhe darüber? Warum kann sich der Täter nicht ungestört seines durch Meineid oder Betrug erworbenen Besitzes freuen? Warum steigert sich vielmehr die Unruhe immer mehr, je näher es dem Tode geht und führt oft noch in der Todesstunde zu einem Geständnis? Warum können sich Menschen, die sonst ganz materialistisch gedacht haben, in diesem Falle doch nicht dabei beruhigen, daß der Tod doch alles auslöscht, daß es also zuletzt ganz einerlei ist, was wir in unserem Leben gemacht haben? Tief in unserer Seele steht die Wahrheit wie mit Flammenschrift geschrieben, und alle materialistischen Gedanken können sie nicht auslöschen: Es kommt ein Tag, der

alles klar macht; es gibt nichts Verborgenes, das nicht offenbar werde. Wie dieser Tag kommt, davon können wir uns keine Vorstellung machen. Aber daß eine letzte Abrechnung kommt, bei der alle Bücher aufgetan werden, diese Ahnung können wir nicht aus unserem Bewußtsein austilgen, so gern wir es täten. Wie gern würden wir uns manchmal selbst auslöschen, wenn wir dadurch unser Gewissen für immer zum Schweigen bringen könnten! Es ist gar nicht wahr, daß wir so sehr am Leben hängen. Die meisten Menschen würden, wenn es nur nach ihrem eigenen Wunsche ginge, am liebsten nach dem Grundsatz leben: „Laßt uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot", sich gründlich ausleben, alle Freuden der Erde auskosten und dann schlafen, um nie wieder aufzuwachen. Wenn es nur einen absolut sicheren Beweis gäbe, daß wirklich mit dem Tode alles zu Ende ist! Aber diesen Beweis gibt es nicht und kann es nicht geben. Immer, wenn uns ein allzuschweres Schicksal den Gedanken an Selbstmord nahelegt, läßt uns der Gedanke dabei nicht zur Ruhe kommen: Wie, wenn es doch ein Fortleben nach dem Tode gäbe, wenn es doch nicht möglich wäre, mein Bewußtsein durch einen Schuß auszulöschen? Wir erleben, was Hamlet bei Shakespeare in seinem einsamen Gespräch ausspricht: „Sterben, schlafen — nichts weiter! — und zu wissen, daß ein Schlaf das Herzweh und die tausend Stöße endet, die unsers Fleisches Erbteil — s'ist ein Ziel, aufs innigste zu wünschen. Sterben, schlafen — schlafen — vielleicht auch träumen —. Ja, da liegt's: was in dem Schlaf für Träume kommen mögen, wenn unser sterblich Teil wir abgeschüttelt, das zwingt uns still zu stehn; das ist die Rücksicht, die Elend läßt zu hohen Jahren kommen. Denn wer ertrüg' der Zeiten Spott und Geißel, des Mächt'gen Druck, des Stolzen Mißhandlungen, verschmähter Liebe Pein, des Rechtes Aufschub . . ., wenn er sich selbst in Ruhstand setzen könnte mit einer Nadel bloß! Wer trüge Lasten und stöhnt' und schwitzte unter Lebensmüh'! — Nur, daß die Furcht vor etwas nach dem Tod, vor jenem unentdeckten Land, aus dem kein Wand'rer wiederkehrt, den Willen irrt,

daß wir die Übel, die wir haben, lieber ertragen, als zu unbekannten fliehn."

Damit ist die tiefste Wurzel unseres Glaubens an ein Fortleben nach dem Tode aufgedeckt. Das ist die Gewissensangst vor dem, was nach diesem Leben kommen könnte, der Ewigkeitsernst, der in jeder Forderung unseres Gewissens liegt, die Ahnung, daß uns unsere Werke in alle Ewigkeit nachfolgen werden, daß es in alle Ewigkeit niemals gleichgültig sein wird, ob wir unser Leben vergeudet oder ausgekauft haben.

Gerade jetzt, nach der Unterzeichnung des Friedens von Versailles, erleben wir es ganz besonders tief, das Verlangen unseres Gewissens nach einem Tag, der alles klar macht. Wir können den Gedanken nicht aushalten, daß das, was im Friedensdokument über unsere Schuld am Kriege gesagt ist, das letzte Wort in dieser Frage sein soll. Dagegen protestiert nicht etwa unser Revanchebedürfnis, sondern unser Gewissen. Aber es genügt uns nicht, wenn die Geschichtsforschung einmal die Wahrheit an den Tag bringt, wenn nach hundert Jahren, wenn über den Gräbern unserer Führer und Kämpfer längst Gras gewachsen ist und Clemenceau und Grey und alle die anderen unter ehrenvollen Grabdenkmälern ruhen, die ihnen ihre dankbaren Völker errichtet haben, wenn dann einige Gelehrte alte Archive ausgraben und nachweisen, daß die wirkliche Geschichte des Weltkriegs doch etwas anders aussieht, als es nach dem Friedensdokument erscheint, daß doch nicht bloß die Deutschen das große Verbrechen an der Menschheit begangen haben. Es genügt uns auch nicht, wenn sich das Wort erfüllt: „die Weltgeschichte ist das Weltgericht," wenn einmal nach Jahrhunderten auch das englisch-amerikanische Weltreich zusammenbricht. Nein, unser Gewissen verlangt nach einem Tag, den alle miterleben und an dem die Wahrheit für alle ans Licht kommt. Wir können den Triumph der Ungerechtigkeit in der Welt nicht aushalten, wir würden ersticken in dem Qualm der Lüge und Verleumdung, der die Welt erfüllt, wenn wir nicht hinausschauen könnten auf den Tag, da die Hüllen fallen, da die Masken

heruntergerissen werden, da die Verleumdungen vergehen wie Nebel vor der Morgensonne und ein neuer Himmel und eine neue Erde kommen wird, in welcher Gerechtigkeit wohnt.

So ist es zunächst unser Gewissen, das uns immer wieder den Tag der Abrechnung vor Augen hält. Aber wenn das der einzige Anhaltspunkt wäre für unseren Ausblick in die Zukunft, so müßten wir verzagen. Denn wer von uns kann, ohne zu zittern, an den Tag denken, da alle Gedanken, die er gedacht hat, alle einsamen Wege, die er gegangen ist, der Öffentlichkeit übergeben werden? Wir müßten verzweifeln, wenn es nicht noch eine zweite Grundlage unserer Zukunftshoffnung gäbe, nämlich das, was Christus für uns getan hat.

Alle unsere bisherigen Ausführungen haben gezeigt: Der Haß, der die Menschen und Völker entzweit, die Leidenschaft, mit der die Menschheit sich die Zähne ins eigene Fleisch schlägt, der Streit, der durch die ganze Schöpfung geht, kommt nach der Bibel von einem Urfall, in dem sich die geschaffene Welt von Gott losgelöst hat. Der Tod, diese schmerzliche Folge des gegenseitigen Kampfes ums Dasein, „ist der Sünde Sold". Wir haben dann weiter gesehen: Der Fluch, der durch den Fall über die ganze Schöpfung gekommen war, wurde getragen von dem einen Mittler zwischen Gott und den Menschen. In ihm hat Gott die Welt versöhnt mit ihm selber. Nun müssen wir noch eine letzte Folgerung ziehen, wenn wir die Weltanschauung der Bibel vollenden wollen. Der Tod kam durch die Schuld. Die Schuld hat der Mittler getragen. Also muß auch der Tod verschlungen werden in den Sieg. Das ist eine notwendige Folgerung. Der Tod war der Baum, der aus der Wurzel der Sünde herausgewachsen war. Die Wurzel dieses Baumes ist abgehauen worden. Also muß auch der Baum verdorren, der aus dieser Wurzel herausgewachsen war. Dieser Schluß ist unvermeidlich. Wir verstehen darum gut, warum die ersten Christen so bestimmt erwarteten, daß bald nach dem Tod Christi die Weltverwandlung kommen werde, der Anbruch der Zeit, da kein Tod mehr sein wird. Wenn die Wurzel des Baumes abgehauen ist, dann

können zwar seine Zweige noch eine Zeitlang weitergrünen. Aber lang kann das nicht mehr dauern. Noch eine kleine Zeit, dann ist das Alte vergangen und alles muß neu werden.

Warum trat die Weltverwandlung nicht sofort nach dem Tod Jesu ein, gleichzeitig mit seiner Auferstehung? Wenn der Friedensvertrag unterzeichnet war, warum trat er nicht sofort auf der ganzen Linie in Kraft? Warum liegt eine lange Pause zwischen Golgatha und Weltende, zwischen der Versöhnung der Schuld und der Aufhebung des Fluchs, der von der Schuld her auf der Welt lastet? Die Bibel gibt uns eine klare Antwort auf diese Frage. Als die Gemeinden ungeduldig wurden und fragten: „Wo ist die Verheißung seiner Zukunft?" der Friede ist doch unterzeichnet, und wir leben immer noch im Kriegszustand; es ist alles beim alten geblieben, da wird 2. Petri 3 geantwortet: „Der Herr verzieht nicht die Verheißung, wie es etliche für einen Vorzug achten, sondern er hat Geduld mit uns und will nicht, daß jemand verloren werde, sondern daß sich jedermann zur Buße kehre." Wozu ist also die Zwischenzeit da zwischen der Saat, da das Samenkorn in die Erde fiel und starb, und der Ernte, da die Sicheln ausgehen ins reife Ährenfeld und die Garben eingefahren werden? Diese Zwischenzeit zwischen Saat und Ernte, dieser heiße Sommer, der uns so lang vorkommt, ist nötig, damit die Ähren reifen können und damit auch das Unkraut emporwachsen kann. Denn beides soll miteinander wachsen bis zur Ernte. Es ist die Zeit der Entscheidung, da Gott allen Menschen an allen Enden gebietet, Buße zu tun. Das ist die traurige Zwischenzeit, von der der Herr zu seinen Jüngern sagt, es werden Tage kommen, da der Bräutigam von ihnen genommen wird, und dann werden sie fasten. Es gibt nur einen, der schon in dieser Zeit dem Todeszusammenhang entrückt und durch den Tod hindurchgedrungen ist zum Sieg. Das ist der auferstandene Herr, der Erstling unter den Entschlafenen. Aber er ist in die Unsichtbarkeit entrückt. Er ist der unsichtbare Sammelpunkt für alle die, die teilnehmen sollen an der kommenden Weltvollendung. Er ist erhöht

von der Erde. Aber von seiner Höhe aus will er, wie ein unsichtbarer Magnet, alle zu sich ziehen. Darum liegt in dieser Zeit auf der Gemeinde eine gewisse Traurigkeit, weil sie ihren Führer nicht mehr sieht. Nur im Glauben an ihn schmecken wir schon jetzt die Kräfte der kommenden Weltvollendung, bei der er wieder sichtbar werden wird. Wir sehen nur durch einen Spiegel in einem Rätselwort, wir sehen noch nicht von Angesicht zu Angesicht.

Aber je mehr die Nacht vorgerückt ist, um so näher ist der Anbruch des Morgens. Einmal muß der Tag kommen, auf den alle Propheten und Apostel gewartet haben, der Tag der Erfüllung.

Aber ehe wir einen Blick werfen auf diesen Tag, dem wir entgegengehen, drängt sich uns eine schwere Frage auf. Werden alle daran teilnehmen dürfen? Oder gibt es solche, die davon ausgeschlossen sind? Gibt es eine Wiederbringung aller Dinge? Ja, wenn es nach unseren Gedanken ginge, so müßte das Ende der Weltentwicklung wieder zurückkehren in den Anfang. Die Weltentwicklung wäre ein Kreislauf. Die Welt müßte am Ende wieder dort ankommen, wo sie am Anfang gewesen war, nämlich im reinen Urzustand, in dem sie sich vor dem Fall befunden hatte. Dann wäre der Ring geschlossen. Der Fall wäre nur eine vorübergehende Störung der Weltordnung gewesen. Nachher wäre alles wieder wie vorher. Die Schuld der Welt wäre wieder ausgelöscht, wie eine Handschrift von einer Tafel. Keine Spur wäre zurückgeblieben. Der Mißton wäre verklungen, die Weltharmonie wiederhergestellt. Das wäre eine Wiederbringung aller Dinge, eine Rückkehr aller Menschen zu ihrer ursprünglichen Bestimmung. Wir würden uns, wie Goethe einmal sagt, alle in den Armen des liebenden Vaters wieder zusammenfinden. Auch die, die am weitesten abgekommen waren, würden nach weiten Umwegen und langen Irrfahrten durch finstere Meere doch zuletzt im Vaterhause mit den andern wieder zusammenkommen.

So müßte es sein, wenn es nach unsern Gedanken ginge, die einen harmonischen Weltabschluß wollen. Aber unser

Gewissen sagt uns klar, daß ein derartiger Abschluß unmöglich ist. Denn dann fehlte dem Bußruf Gottes der letzte schreckliche Ernst: „Schaffet eure Seligkeit mit Furcht und Zittern!" Jesus sagt: „So dich deine Hand ärgert, so haue sie ab. Es ist dir besser, daß du als ein Krüppel zum Leben eingehst, denn daß du zwei Hände habest und werdest in die Feuerhölle geworfen, da ihr Wurm nicht stirbt und ihr Feuer nicht verlischt." Solch ein furchtbares Wort hätte keinen Sinn, wenn wir alle zuletzt in denselben Hafen einliefen. Es wäre dann zuletzt ganz gleichgültig, ob wir dem Bußruf gefolgt wären oder nicht. Ob wir, wie Paulus, uns um Christi willen hätten töten lassen den ganzen Tag, oder ob wir unsere Lebensjahre in erbärmlichem Behagen verträumt und vertändelt hätten, wir kämen alle zuletzt an dasselbe Ziel. Alle Lebensläufe der Menschen wären wie Flüsse, die nach langen Windungen doch alle zuletzt einmündeten ins Meer der allgemeinen Seligkeit und Wiederbringung aller Dinge. Wenn das der Fall wäre, dann hätte allerdings sofort nach der Auferstehung Jesu das Weltende eintreten müssen. Die lange Zwischenzeit, die große Entscheidungszeit für alle Menschen wäre überflüssig. Sie würde ja nichts am Schlußergebnis ändern. Das Ende wäre ja auf alle Fälle das Paradies für alle, ganz einerlei, ob sie sich persönlich dafür oder dagegen entschieden hätten. Unser Gewissen sagt uns klar, daß es nicht so sein kann. Nein, das ist die ewige Bedeutung des Falls, die nie wieder rückgängig gemacht werden kann: Der Menschenwille hat sich losgelöst von Gott. Dadurch ist er frei geworden, frei von Gott, und er kann nur zurückkehren zu Gott durch eine eigene freie Entscheidung. Daher kann er sich, wenn er will, für alle Ewigkeit gegen Gott entscheiden und sich dadurch selbst für alle Ewigkeit ausschließen von Gott und von dem, was Gott schafft, von der Herrlichkeit der zukünftigen Welt. Darum steht im letzten Kapitel der Bibel das schreckliche Wort: „Draußen sind die Hunde und die Zauberer und die Hurer und die Totschläger und die Abgöttischen und alle, die lieb haben und tun die Lüge." Es gibt ein Draußen,

ein Ausgeschlossensein für alle Ewigkeit, für ewig Abgeschnittensein von der Lebensquelle und Hinausgeworfensein in Nacht und Finsternis und Gottesferne. Diese entsetzliche Möglichkeit macht unser ganzes Leben nach Paulus zu einem Wettlauf nach einem Ziel, das wir noch im letzten Augenblick verfehlen können. Selbst ein Mann wie Paulus schreibt noch angesichts des Todes im Gefängnis in Rom: „Meine Brüder, ich schätze mich selbst noch nicht, daß ich's ergriffen habe, ich jage aber nach dem vorgesteckten Ziel, nach dem Kleinod, welches vorhält die himmlische Berufung."

Aber nun die letzte Frage: Wie wird der neue Weltzustand aussehen, dem wir entgegengehen. Können wir den Schleier heben, der die Zukunft der Welt, die letzten Dinge verbirgt? Wir stellen diese Frage nicht aus Neugier und Phantasiebedürfnis, weil wir in Zukunftsträumen schwelgen wollten. Wir Menschen des Weltkriegs sind ein ernüchtertes Geschlecht, ein durch viele enttäuschten Hoffnungen ernüchtertes Geschlecht. Wir wissen, der Gang der Wirklichkeit richtet sich nicht nach unsern Wünschen. Wenn wir nach dem kommenden Weltzustand fragen, so tun wir das aus dem nüchternen Bedürfnis nach einem Ziel, das unserem Leben auch nach den schwersten Enttäuschungen immer noch einen Sinn gibt. Als die Schiffsmannschaft des Kolumbus viele Wochen nichts gesehen hatte als Himmel und Meer und sich immer noch kein Land zeigte und die Nahrungsmittel immer knapper wurden, da umringten sie ihren Führer und fragten ihn: Werden wir ans Land kommen? Fahren wir einem Ziel entgegen, für das es sich lohnt, Stürme zu bestehen und Beschwerden auszuhalten? So umringen wir gerade jetzt, da die Wellen über Bord schlagen und uns jeder Ausblick in die Zukunft verhüllt ist, unsern unsichtbaren Führer und Steuermann und fragen: Was für einem Ziel führst du uns entgegen? Lohnt es sich noch, dafür zu leben?

Christus gibt uns auf diese Frage eine sehr zurückhaltende Antwort. Mohammed versprach denen, die sich für seine Sache opfern wollten, ein Paradies jenseits des siebenten Himmels, voll von goldenen Schätzen, Prachtkleidern und Pferden, eine

Bedienung durch 80000 Sklaven und schwarzäugige Mädchen. Jesus sagt: Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen. Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden. Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen. Auch wenn wir hinzunehmen, was die Seher der Bibel geschaut haben von dem neuen Land, dem wir entgegenfahren, so wird dadurch unser Wunsch nach einem Zukunftsbilde, mit dem sich unsere Phantasie beschäftigen könnte, nicht befriedigt. Die Bibel zeigt uns kein anschauliches Gesamtbild des neuen Landes, dem wir entgegengehen. Die Seher, die auf der höchsten Warte stehen, sehen nur von ferne eine leuchtende Küste, wie jener Schiffsjunge auf dem Schiff des Kolumbus, der hoch oben vom Mast aus einen hellen Streifen Landes auftauchen sah. Was der Seher der Offenbarung schaut, ist nicht ein Bild, in dem wir die einzelnen Farben und Linien unterscheiden könnten. Es sind nur Grundrisse. Vor seinem Auge tauchen nur einige höchste Bergspitzen auf vom Lande jenseits des Wassers. Das Zukunftsbild, das er schaut, hat zwei charakteristische Eigentümlichkeiten. Er sieht eine Stadt ragen aus leuchtendem Gestein, die aber nicht, wie alle Städte des Altertums, von einem Tempel gekrönt ist. „Ich sah keinen Tempel drinnen, denn der Herr, der allmächtige Gott, ist ihr Tempel und das Lamm. Und die Stadt bedarf keiner Sonne noch des Mondes, daß sie ihr scheinen. Denn die Herrlichkeit Gottes erleuchtet sie, und ihre Leuchte ist das Lamm." Das ist die erste Eigentümlichkeit des neuen Weltzustandes. Gott ist aus der Unsichtbarkeit herausgetreten und ist als Sonne über der Welt aufgegangen, die alles durchstrahlt und alles durchdringt. Der Vorhang ist gefallen, der uns in unserem jetzigen Weltzustand Gott verhüllt. Durch den Fall war ja eine Wand zwischen Gott und uns getreten. Gott war zurückgetreten in die Unsichtbarkeit. In jedem Gebet leiden wir unter dieser Unfaßbarkeit Gottes. Gott wohnt in einem Licht, da niemand zukommen kann. Niemand kann Gott sehen, ohne zu sterben. Alle, die sich an Gott halten, halten sich an

den, den sie nicht sehen, als sähen sie ihn. Wir können den ganzen Weltraum mit dem schärfsten Fernrohr durchforschen und durchleuchten oder unser eigenes Inneres durchwühlen, nirgends werden wir Gott schauen. Der Allgegenwärtige ist in Dunkel gehüllt. Nun erst, am Ende der Tage, fällt die Hülle. Und es kommt der Augenblick, nach dem sich die Denker und Gottsucher aller Jahrtausende gesehnt haben: Gott wird entschleiert. Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen. Selig sind, die nach Gott gedürstet haben, sie sollen satt werden. „Siehe da, die Hütte Gottes bei den Menschen, und er wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein, und er selbst, Gott mit ihnen, wird ihr Gott sein." Wunderbarer Tag, da sich alles löst, da es uns wie Schuppen von den Augen fällt und der Glaube verwandelt wird in Schauen. Es wird uns sein, wie wenn man nach einer langen mühsamen Bergbesteigung durch lauter enge Schluchten endlich auf dem Gipfel steht und nun, rückwärtssehend, den langen vielgewundenen Pfad mit einem Blick überschaut. Nun versteht man, warum alles so gehen mußte, warum die Weltentwicklung durch soviel dunkle Tiefen führen mußte.

Aber dazu kommt nun noch ein Zweites. Wenn der Gegensatz aufgehoben ist, der durch den Fall entstanden war zwischen Schöpfung und Schöpfer, dann heilt die Wunde, die durch den Tod der Schöpfung geschlagen war. Der Tod wird aufgehoben, die widernatürliche Selbstzerfleischung, der Vernichtungskrieg der Geschöpfe gegeneinander, der wie ein immerwährender Schmerz durch die ganze Schöpfung geht. „Und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein. Denn das erste ist vergangen." Immer wieder kommen die Verheißungen der Bibel auf diesen Punkt zurück. „Er wird den Tod verschlingen ewiglich" (Jes. 25, 8). „Der letzte Feind, der aufgehoben wird, ist der Tod" (1. Kor. 15, 26). Niemand von uns kann ausdenken, was dieser Satz bedeutet. Denn wir können uns ja kein Dasein vorstellen, das nicht begrenzt ist, also den Charakter der Vergänglichkeit trägt.

Es muß eine völlige Verwandlung eingetreten sein, eine Verwandlung, bei der die ganze „Gestalt dieser Welt vergeht", bei der „die Elemente dieser Welt vor Hitze schmelzen", um umgeschmolzen zu werden in eine völlig neue Form; es bedarf einer Umwandlung unserer ganzen Daseinsform, wenn ein Weltzustand kommen soll, in welchem der Tod nicht mehr sein wird. Das ganze Konkurrenzverhältnis muß dann aus der Schöpfungswelt herausgenommen sein, das Ringen um die Existenzmittel, bei dem ein Wesen die Entwicklung des anderen hemmt. Jedes Wesen kann sich dann ungehindert in unendlichem Schaffen entfalten und alle Tiefen seines Daseins ausschöpfen. Keins steht dem andern im Licht. Es gibt keine Raumgrenzen mehr, die uns einengen, keine Zeitgrenzen, die uns bei jeder Arbeit an die Nacht erinnern, da niemand wirken kann. Der Schatten der Vergänglichkeit ist verschwunden, der sich auf alle unsere Freude und Schaffenskraft legt, der ewige Wechsel zwischen Aufblühen und Hinwelken, die schmerzliche Wellenbewegung, die allem irdischen Geschehen seinen Charakter gibt. Das Verwesliche wird anziehen die Unverweslichkeit. Die schwache, vergängliche Leiblichkeit, die wir jetzt haben, wird auferstehen in einer Kraftfülle, von der wir uns jetzt keine Vorstellung machen können. Auch das Verhältnis der Geschlechter hört auf. Denn es gehört mit zur Vergänglichkeit. „Sie werden nicht freien und sich freien lassen, sagt Jesus, sondern sein wie die Engel Gottes." Dann wird die Sehnsucht in Erfüllung gehen, die nach Röm. 8 als ein „Seufzen" durch die ganze Naturwelt geht, das schmerzliche Verlangen nach Erlösung, das im Blick des sterbenden Rehs liegt, im Aufschrei des zu Tode getroffenen Vogels, in den qualvollen Bewegungen des Fisches, der an der Angel hängt. „Denn das angstvolle Harren der Kreatur," sagt Paulus, „wartet auf die Offenbarung der Kinder Gottes. Sintemal die Kreatur unterworfen ist der Vergänglichkeit ohne ihren Willen, sondern um des willen, der sie unterworfen hat, auf Hoffnung. Denn auch die Kreatur frei werden wird von dem Dienst des vergänglichen Wesens zu der herrlichen Freiheit

der Kinder Gottes. Denn wir wissen, daß alle Kreatur sehnt sich mit uns und ängstigt sich noch immerdar.“—

Mit diesem Ausblick auf die Herrlichkeit, deren wir warten, stehen wir am Ende unserer Ausführungen. Die Sehnsucht nach der Welterneuerung, nach dem Tag, der alle Rätsel löst, flammt ja gerade in unsern Tagen wieder ganz besonders gewaltig auf in der christlichen Gemeinde. Wir stehen alle unter dem Eindruck: Mit dem Abschluß dieses größten aller Kriege ist die Welt ihrer letzten Katastrophe um einen gewaltigen Schritt näher gekommen. „Mitternacht ist diese Stunde.“ Dunkler kann es kaum mehr kommen. Da drängt sich vielen der Gedanke auf: Jetzt muß Gott ein Ende machen, jetzt muß der Herr kommen; „Brüder, es ist die letzte Stunde.“ Aber wir wollen das Wort Jesu nicht vergessen: So wachet nun, denn ihr wisset nicht, wann der Herr des Hauses kommt, ob er kommt am Abend oder um Mitternacht oder um den Hahnenschrei oder des Morgens.“ Wir können also durchaus nicht sicher wissen, ob der Herr gerade um Mitternacht kommt. Er kann auch um den Hahnenschrei oder des Morgens kommen. Möchte er uns dann, wenn er kommt, wachend finden!

G. Pätz'sche Buchdr., Lippert & Co. G. m. b. H., Naumburg a. d. S.

Die Weltanschauung der Bibel.

Von Prof. D. **K. Heim**, Tübingen. **Zweite Auflage.** 1921. 89 S. M. 6.—

Inhalt: 1. Ich glaube, daß mich Gott geschaffen hat samt allen Kreaturen. 2. Urfall und Erbsünde. 3. Das Wort vom Kreuz. 4. Die Hoffnung auf einen neuen Himmel und eine neue Erde.

Einige Urteile über die 1. Auflage:

Licht und Leben: Was an Heim anzieht, ist daß er die Probleme in der Tiefe faßt und keinen Versuch macht, Schwierigkeiten und Gegensätze zu verwischen und doch, oder gerade deshalb kommt er zum Ziele. In Jesu und seinem Kreuz liegen verborgen die Schätze der Weisheit auch für den modernen Menschen. Zu ihm führt Heim; unter seiner Führung, der man sich auch um seiner reichen naturwissenschaftlichen Kentnisse gern anvertraut, wird man seiner Überzeugung gewisser und froher, daß in der biblischen Weltanschauung, daß in der Person Jesu allein die Lösung der Welträtsel liegt. Heim ist schon vielen, die sich verirrt und verwirrt haben, in den modernen Gedankengängen ein Führer geworden durch die Wirrnis hindurch an den Tag. Auch diese Vorträge können dazu helfen.

Deutsche Lehrerzeitung: Mit Recht nennt ihn ein kirchliches Wochenblatt „den geistigen und geistlichen Vater der modern-positiven Theologen". Er ist es auch, der den Gebildeten der Gemeinschaftsbewegung Licht in die aufbauende Tätigkeit einer rechten Schriftforschung gegeben hat. In den Vorträgen: „Urfall und Ursünde" und „Das Wort vom Kreuz" erblicke ich die Höhepunkte in der Heimschen Vortragsreihe. Es sind geradezu gewaltige Beweisgänge, die den Gegner verstummend, den Gläubigen aber froh befestigt machen können. Warm möchte ich das Buch empfehlen. Es enthält ausgezeichnetes Rüstzeug für den Kampf der Geister.

Kirchenblatt für Sachs.-Weim.-Eisenach: In gedrängter Kürze, bei der jedoch nichts Wichtiges übersehen wird, gewinnen wir eine anschauliche Übersicht über den Verlauf der Offenbarungsgeschichte und erhalten so für den Geisteskampf der Gegenwart eine treffliche Einführung in das Heiligtum der biblischen Gedankenwelt. Weite Kreise nachdenklicher Leser werden sich von der fesselnden Darstellung angezogen fühlen. Sie verhilft zweifelnden Gemütern zur inneren Festigung. Bibelfreunde haben in ihr eine kraftvolle Verteidigung ihres christlichen Glaubens.

Ref. Kirchenzeitung: Heims Gedanken sind in eine edle, klare Sprache gekleidet, die jedem Gebildeten verständlich ist. Er steht im vollen Strom des modernen Geisteslebens und setzt sich mit einer überlegenen Ruhe und Sicherheit mit den Gedanken der Gegner auseinander. Aber Kompromisse schließt er nicht. Hier ist wirklich einmal moderne Apologetik, wie wir sie so nötig brauchen und doch so selten haben: ebenso gewissensmäßig wie tief und schlicht. Ich empfehle das Heim'sche Heft auf das wärmste.

Meckl. Kirchen- u. Zeitungsblatt: Diese Vorträge zur Einführung in die Bibel sind — um sogleich das Entscheidende voranzustellen — geradezu mustergültig zu nennen. Sie verbinden geschichtlichen Weitblick mit dem festen Stehen auf biblischem Grunde. In leicht faßlicher und schlichter Form, dabei aber doch von innerer Wärme getragen, geben sie ein lebendiges Bild der Offenbarungsgeschichte und der biblischen Lebensanschauung. Der Verfasser geht den gerade auf diesem Gebiete so schwierigen Fragen nicht aus dem Wege, sondern packt sie fest und erfolgreich an, so daß man sich gern von ihm führen läßt, denn er deckt nicht nur die Probleme auf, sondern er beantwortet sie auch.

Die Gottesoffenbarung der Bibel.

Von Lic. **O. Zänker.** 1919. 84 S. M. 5.75

Inhalt: 1. Die Anfänge der Offenbarung Gottes in der Geschichte. 2. Menschensünde und Gottesgnade in der Prophetenzeit. 3. Die Höhe der Offenbarung in Jesus Christus. 4. Das Reich Gottes nach der Lehre Jesu.

Feuer: Der Verfasser verfolgt in seinen vier Vorträgen voll wissenschaftlicher Sorgfalt und doch voll tiefen religiösen Verständnisses, die Geschichte der Offenbarung Gottes an die Menschen von den ersten Anfängen im israelitischen Prophetismus bis zu der Vollоffenbarung in Jesus Christus. Man muß sich immer wieder wundern, mit welchem Scharfsinn der Verfasser den Leser sowohl bei der Besprechung der Propheten als auch der Person Jesu bis zu dem Punkte zu führen weiß, an dem er bekennen muß: Hier liegt ein Geheimnis. Und wer in der Bibel Geheimnisse erkennt, der ist nicht mehr fern davon in diesen Geheimnissen das Walten Gottes zu erkennen. Man wünscht das Buch unwillkürlich in die Hände unserer Gemeindeglieder. Vielen kann es in der Not der Zeit eine Hilfe werden zu dem Einen hin, dem auch diese Vorträge dienen möchten.

Kirchenbl. f. Sachs.-Weim.-Eis.: Mit wissenschaftlicher Gründlichkeit, die sich aber nirgends aufdrängt, verbindet er eine leicht faßliche, klare Darstellung in schlichter Sprache. Der Abschnitt über die Höhe der Offenbarung in Jesus Christus ist auch der Höhepunkt des Buches, das viele bibelforschenden Christen der alten Wahrheit aufs neue froh machen wird. Der Verfasser schließt diesen Abschnitt mit dem Wort Richard Wagners: alle andern brauchen des Heilandes, er ist der Heiland.

Lit. Mitteilungen: In den Kreisen unserer gebildeten, nach Klarheit verlangenden Gemeindeglieder wird man diese Vorträge gerne lesen, denn sie sind wirklich eine allgemein verständliche Einführung in die Offenbarungsgeschichte.

Hann. Pastoralkorr.: Für Laien zum geschichtlichen Verständnis der Bibel ein guter Wegweiser.

Die evangel. Missionen: Gleichsam eine tiefe in den Geistesgehalt der Bibel einführende Einleitung und Anleitung zu einem verständnisvollen Bibelstudium. Den Gebildeten unter den Modernen mit tiefem religiösen Ernste und gründlicher Kenntnis des biblischen Lehrgehaltes dargeboten.

Schweiz. Ev. Schulblatt: Ich habe die Abhandlungen mit steigender Spannung und Freude gelesen und möchte sie allen Lesern als eine vorzügliche Herzstärkung warm empfehlen. Das ist einmal etwas wirklich Feines.

Leipz. Kirchenbl.: Eine vorzügliche Einführung in die Offenbarungsgeschichte der Bibel, die auf die Fülle moderner Bedenken gewissenhaft eingeht und deshalb allen Suchenden einen trefflichen Dienst tun kann.

Ecclesiola in ecclesia. Luthers Anschauungen von Volkskirche und Freiwilligkeitskirche in ihrer Bedeutung für die Gegenwart. Von Prof. D. **Gerhard Hilbert**, Rostock. 1920. IV, 96 S. M. 7.50

Inhalt: I. Luthers Anschauung v. Volkskirche u. Freiwilligkeitskirche. 1. Das „Ideal" d. ecclesiola in ecclesia. 2. Wesen, Aufgabe u. Gestaltung d. Volkskirche; 3. d. Freiwilligkeitskirche. 4. Das Verhältnis der Freiwilligkeitskirche z. Volkskirche. II. Die Bedeutung d. Gedanken Luthers v. Volkskirche u. Freiwilligkeitskirche f. d. Gegenwart. 1. Grundsätzliche Erörterung. 2. Arbeit u. Gestaltung d. Volkskirche. 3. Wert, Bildung u. Aufgabe d. Kerngemeinden. 4. Das Verhältnis d. Freiwilligkeitsgemeinde z. volkskirchlichen Gemeinde u. ihren Ämtern.

Luthers Kirche. (**Das Erbe der Reformation.** 4. Heft.) Von Prof. D. **W. Walther.** 1917. VI, 170 S. M. 9.—

Inhalt: Einleitung. Luther als Ratgeber f. d. Gegenwart. 1. Die wesentliche Kirche. a) Die Kirche ist die Gemeinde der Gläubigen. b) Die Kirche hat keine Ungläubige zu Gliedern. c) Die wahre Kirche Inhaberin der Gnadenmittel. d) Die Kirche ist unsichtbar. e) Die Kirche ist wahrnehmbar. f) Die Kirche ist das Reich Gottes. g) Die Kirche ist die Gemeinschaft der reinen Lehre. h) Die Kirche ist eine reale Gemeinschaft. 2. Die gemachte Kirche. a) Die Notwendigkeit eines Kirchentums. b) Luthers Kirchenmittel. Der Umfang des Kirchentums. Die Leitung des Kirchentums. Die Lehrnorm des Kirchentums. Kirchliche Fragen der Gegenwart.

Sonntagsblatt Düsseldorf:

Vorliegendes Heft wird uns für die Zeit nach dem Kriege vortreffliche Winke und Weisungen geben, denn der Kirche stehen zweifellos gewaltige Stürme, Scheidungen und Entscheidungen bevor. Der Verf. hat eine höchst dankenswerte Arbeit geleistet, weil es ihm bei seiner umfassenden Kenntnis der Lutherliteratur gelungen ist, Luthers Ansichten über die Kirche klar herauszuarbeiten. Dadurch bekommt eben die Arbeit einen überragenden Wert, nicht nur für die Gegenwart sondern auch für die Zukunft.

Alt- und Neuprotestantismus.

Eine geistes- und theologiegeschichtliche Untersuchung von Prof. D. **R. H. Grützmacher**, Erlangen. 1920. XII, 119 S. M. 15.—

System der Ethik. Von Geh.-Rat Prof. D. Dr. Dr. **R. Seeberg**, Berlin. Zweite, neubearb. Auflage. 1920. XII, 295 S. M. 24.—, geb. M. 30.—

A. Deichertsche Verlagsbuchhdlg. Dr. Werner Scholl, Leipzig

Königstraße 25

G. Pätz'sche Buchdr. Lippert & Co. G. m. b. H., Naumburg a. d. S.

G. Pätz'sche Buchdr. Lippert & Co. G. m. b. H., Naumburg a. d. S.

BS 540 .H46	Heim Weltanschauung der Bibel 620258

Aug 30, '26	M. J. Wyngaarden	
	R. B. Kuiper	
28 '35	R. M. [illegible]	
AUG 6 '35	A. [illegible]	
AUG 27 1943	Habert	
	Bethany Sem. (O. R. Slifer)	
		MAY 10
20 1959		